

magazin



Wir kannten uns gar nicht

Und jetzt wohnen wir bald Tür an Tür, in einem Haus für uns alle.
Auf gute Nachbarschaft!

■ Wir sehen uns:
Haus mit Atrium > S. 20

■ Landleben zwischen
Ödnis und Aufbruch > S. 32

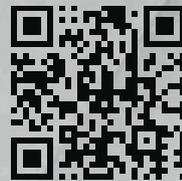
■ Sozialer Brennpunkt?
Nicht für immer > S. 39



„Meine Bank finanziert, was wirklich wichtig ist.“

*Dr. med. Holger Stiller, Vorstand und Krankenhausdirektor
Kaiserswerther Diakonie, Düsseldorf*

Als traditionsreiche Bank für Kirche und Diakonie ist uns wichtig, was Geld bewirkt. Deshalb unterstützen wir 149 Krankenhäuser, 868 soziale Einrichtungen, 406 Seniorenhilfeeinrichtungen und 277 Bildungsträger mit unserem Finanzierungs-Know-how. Seit über 90 Jahren.



Erfahren Sie mehr und nehmen Sie Kontakt zu uns auf:
www.KD-BANK.de/Finanzierung

Gemeinsam handeln – Gutes bewirken.



EDITORIAL



Andreas Wagner,
Chefredakteur,
Leiter des Zentrums
Kommunikation
der Diakonie
Deutschland in
Berlin

Liebe Leserinnen und Leser,

die Männer und Frauen auf dem Titelbild haben einen Traum. Sie träumen von einem Altwerden in Gemeinschaft. Vom Zusammenleben mit anderen in einem Haus, in dem jeder seine Wohnung hat, sich aber alle gegenseitig unterstützen, wenn es notwendig ist. Sie stehen kurz davor, dass dieser Traum Wirklichkeit wird. Das Haus wird bald gebaut, auf einer Brache in Hamburg-Altona, und sie haben den Zuschlag bekommen, weil sie sich zusammen beworben haben. Und das wiederum haben sie der Initiative Q8 zu verdanken, die Menschen im Stadtteil vernetzt. Die ganze Geschichte lesen Sie auf Seite 46. Sie ist eines von vielen Beispielen dafür, wie Gemeinwesen gefördert und Sozialräume positiv gestaltet werden können.

Wir sind Nachbarn. Alle – Für mehr Verantwortung miteinander. So lautet das Schwerpunktthema der Diakonie für 2015 und 2016. Es geht darum, wie nachbarschaftliche Beziehungen gefördert und Menschen mit gemeinsamen Interessen zusammengebracht werden können. Das sind Aufgaben für Diakonie und Kirchengemeinden, Schulen, Vereine und Kommunen – und für Menschen mit Visionen.

An guten Ideen mangelt es nicht. Aber es braucht vor allem Menschen, die an ihrer Umsetzung mit Leidenschaft und Ausdauer mitwirken. Ein paar Blumenkübel am Straßenrand, ein Sommerfest mit allen Anwohnern im Park – das allein macht noch keine Quartiersentwicklung, es schafft allenfalls ein gutes Klima. Aber es kann ein Anfang sein.

Ich hoffe, dass die Projekte, die wir in diesem Heft vorstellen, Nachahmer finden. Vielleicht regt Sie die Lektüre auch an, zu entdecken, was das für Sie bedeutet: eine gute Nachbarschaft.

Ihr

Andreas Wagner

Seite 16 Bochum: Eine Kirchengemeinde erfindet sich neu und baut die Kirche um zum Nachbarschaftszentrum



Seite 20 Berlin:
Die Kinder vom
Atriumhaus haben
auch bei schlechtem
Wetter einen
Treffpunkt

Auftakt

Die Diakonie betreibt Gemeinschaftsgärten und redet bei neuen Gesetzesvorhaben mit

- 06 **EinBlick** Aller-Welts-Garten
- 08 **Panorama** Bundesteilhabegesetz, generalistische Pflegeausbildung, Porträt

Spektrum

Gute Nachbarschaft beginnt an der Haustür und reicht bis in die Stadtteile. Sie macht das Leben leichter und lebendiger. Und ist eine Grundlage für Demokratie

- 10 **Einführung** Wie gehen Nachbarn miteinander um? Wie kann man Nachbarschaftshilfe fördern? Wann ist professionelle Hilfe nötig? Damit befasst sich das Jahresthema der Diakonie „Wir sind Nachbarn. Alle“
- 12 **Nachgefragt** bei Jörg Kruttschnitt: Sozialraumorientierung und die Kosten
- 14 **Kommentar** von Ulrich Lilie: Schon die erste Christengemeinde lebte gute Nachbarschaft vor
- 16 **Kirche findet Stadt I** Bochum: Aus der Kirche wird ein Stadtteilzentrum
- 18 **Kirche findet Stadt II** Berlin: Im Zukunftshaus Wedding treffen sich Alte und Junge und Menschen aller Kulturen
- 20 **Architektur** Im Atriumhaus in Berlin fördert der Innenhof die Hausgemeinschaft
- 22 **Familienzentrum** Kochen, Essen, Spielen, Hausaufgaben machen – eine Fuldaer Gemeinde öffnet ihre Türen
- 24 **Medientipps** Filme und Bücher
- 26 **Demokratie** Mitarbeiter der Diakonie lernen, rechtsnationalen Parolen etwas entgegenzusetzen

- 28 **Inklusion** In dieser Wohngemeinschaft in Niederramstadt wohnen Menschen mit Behinderungen mitten im Zentrum

Perspektiven

In guter Nachbarschaft gedeihen Ideen, von denen alle profitieren – Junge, Alte, Gesunde und Kranke

- 30 **Interview** mit Karin Stiebler:
Der Abschied vom klassischen Pflegeheim
- 32 **Land I** Wohin entwickelt sich der ländliche Raum?
- 34 **Land II** Die „Große Emma“ bringt wieder Leben nach Zabeltitz
- 36 **Stadt** Verteilungskämpfe in der Großstadt. Nach wem schaut die Diakonie?
- 39 **Stadtteilentwicklung** Dank mobiler Jugendarbeit wurde der berühmte Stuttgarter Hallschlag zum Vorzeigeviertel
- 42 **Lebensfragen** Wer verzweifelte Menschen berät, braucht Rückhalt im Kollegenkreis
- 44 **Europa** Inklusion über Ländergrenzen hinweg – Austausch zwischen Palermo und Bremen
- 46 **Quartier** Die Initiative Q8 bringt die Menschen in Hamburg-Altona zusammen
- 51 **Utopie** Eine neue App – und alle helfen sich
- 54 **Ausblick** auf die nächste Ausgabe. Die Autorinnen und Autoren des Heftes
- 54 **Impressum**

Seite 39 Stuttgart: Jugendliche im einstigen Brennpunktviertel engagieren sich im Stadtteil



Seite 46 Hamburg:
Eine Initiative vernetzt Menschen, die zusammen besser vorankommen

EINBLICK





Safija baut Mangold an, Wolfgang setzt auf Topinambur, und Rezan lässt Okrabohnen wachsen. Seit vier Jahren ist der Aller-Welts-Garten im saarländischen Neunkirchen ein Begegnungsort für Zuwanderer und Einheimische. Entstanden ist er im Rahmen der Migrationsarbeit des Diakonischen Werkes an der Saar. Höhepunkt des Jahres: Na klar, das gemeinsame Erntefest im Herbst.

www.diakonie.saarland

arten

PANORAMA

Pflege: Schluss mit der Dreiteilung

Bislang gibt es in der Pflege drei eigenständige Ausbildungen: Alten-, Kranken- und Kinderkrankenpflege. Nach dem Willen der Bundesregierung sollen diese drei nun zusammengelegt werden zu einer einheitlichen, „generalistischen“ Pflegeausbildung. Mit dem neuen Berufsabschluss als Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner sollen die Absolventinnen und Absolventen in allen pflegerischen Berufsfeldern arbeiten können. Der Gesetzesentwurf sieht aber vor, dass man sich während der dreijährigen Ausbildung, die aus theoretischem Unterricht und Praxiseinsätzen besteht, in der Alten-, der Kranken- oder der Kinderkrankenpflege spezialisieren kann.

Die Diakonie unterstützt die neue Regelung, da sich durch die demografischen Veränderungen neue Anforderungen an die Pflege ergeben. So werden etwa zunehmend alte Menschen in Krankenhäusern versorgt. Die neue generalistische Pflegeausbildung wird im Pflegeberufsgesetz geregelt, das voraussichtlich ab Sommer 2016 stufenweise in Kraft treten wird und im Januar 2018 überall durchgesetzt sein soll.

www.diakonie.de/Journal/Pflege
www.diakonie.de/Stellungnahmen



Braucht sie einen Alten- oder Krankenpfleger? Besser gleich beides in einer Person.

Diakonie

Wussten Sie's schon?

Es gibt bei der Diakonie

135 Nachbarschaftshilfen bei ambulanten Diensten und Beratungsstellen und

37 Nachbarschaftshilfen, die ehrenamtlich organisiert sind.

Die nächste in Ihrer Nähe finden Sie unter:

[www.diakonie.de/Ich suche Hilfe/](http://www.diakonie.de/Ich_suche_Hilfe/)
Stichwort Nachbarschaftshilfe

Weitere Infos zur Statistik unter
www.diakonie.de/Statistik

Quelle: Einrichtungsstatistik zum 1. Januar 2014.
 Text und Statistik ist abrufbar unter: www.diakonie.de/
 > Über uns > Veröffentlichungen > Diakonie Texte
 > 04.2015: Einrichtungsstatistik 2014

Das Bundesteilhabegesetz kommt

Die Leistungen für Menschen mit Behinderungen sollen in einem neuen Gesetz geregelt werden.



Sein gutes Recht: Hilfe bekommen, um nicht außen vor zu bleiben.

Nach einem breit angelegten Prozess, in dem Menschen mit Behinderung und deren Verbände beteiligt waren, hat das Bundesministerium für Arbeit und Sozi-

ales unlängst den Entwurf für ein Bundesteilhabegesetz (BTHG) vorgelegt. Darin sollen die rechtlichen Regelungen für Menschen mit Behinderung im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention reformiert, aus der Sozialhilfe herausgelöst und zu einem modernen Teilhaberecht weiterentwickelt werden.

Die Diakonie Deutschland und der Bundesverband evangelische Behindertenhilfe (BeB) bringen sich in das laufende Gesetzgebungsverfahren ein. Das BTHG soll noch in diesem Jahr verabschiedet werden und am 1. Januar 2017 in Kraft treten.

Infos unter:
<http://beb-ev.de/projekte/bundesteilhabegesetz/>

Porträt

Erfolge – das sind die kleinen Schritte

Ann-Thea, 28, kennt ihr Ziel: die Stadtteilarbeit. Dafür macht sie ein Studium in Sozialer Arbeit. Sie ist schon vor dem Studium gut rumgekommen: Praktikum in einer Schule für geistig behinderte Kinder, ein Freiwilliges Soziales Jahr, Arbeit in einer therapeutischen Wohngruppe.

Was sie motiviert, das sind die kleinen Erfolge: „Das habe ich in der Arbeit mit behinderten Menschen gelernt. Du übst ein ganzes Jahr mit dem Kind die Farben, und am Ende des Jahres bist du glücklich, dass es nicht mehr Rot mit Gelb verwechselt. Einmal war ich in einer Grundschule Schulbegleiterin für ein autistisches

Kind. Da war einer meiner größten Erfolge, dass dieses Kind nach einem Jahr beim Fußballspielen mitmachen durfte.“

Eine echte Herausforderung, so erzählt Ann-Thea, war ihre Zeit mit den sogenannten Austerapierten: „Das sind Menschen, die einen Großteil ihres Lebens in der Psychiatrie verbracht haben. Die waren in den 60er und 70er Jahren dort, in den harten Jahren. Sie sind als Kinder eingeliefert

worden und quasi nie aus dem Krankenhaus rausgekommen. Mit ihnen zu arbeiten, war zum Teil schon hart. Ich hatte Einsicht in die Akten und habe krasse Dinge gelesen, zum Beispiel von monatelangem Aufenthalt in Einzelzellen.“

Nach dem Studium würde sich Ann-Thea über eine Stelle in der Stadtteilarbeit freuen: „Es ist cool, Organisationen miteinander zu vernetzen. So nach dem Motto: ‚Hey Leute, ihr müsst euch nicht alle eine Hüpfburg anschaffen. Ihr könnt euch die gegenseitig ausleihen.‘ Mein Plan B ist es, in Richtung Demokratie und Bildung zu gehen. Ich finde, dass wir da viel zu wenig wissen. Man lernt in der Schule, wie der Bundestag zusammengesetzt wird, und das ist auch so ziemlich das Einzige. Das ist wirklich traurig.“

Der Text ist ein gekürztes und überarbeitetes Interview aus: www.soziale-berufe.com



Ann-Thea, 28, studiert Soziale Arbeit.

Fotos: www.soziale-berufe.com; Bernd Roselieb

Cartoon



Anzeige



SRH FERNHOCHSCHULE
The Mobile University

STAATLICH
ANERKANNTE
HOCHSCHULE



SOZIALMANAGEMENT (B.A.)

STUDIERN NEBEN DEM BERUF

Eröffnen Sie sich hervorragende Karriereperspektiven durch ein berufsbegleitendes Fernstudium. An der SRH Fernhochschule entscheiden Sie – wann, wo und wie Sie studieren wollen.

Ihre Vorteile:

- ▮ Start jederzeit
- ▮ Effiziente und innovative Lehr- und Lernmethoden
- ▮ Flexible Studiengestaltung
- ▮ Intensive und persönliche Betreuung
- ▮ Bundesweite Studien- und Prüfungszentren
- ▮ Praxisnähe und hohe Erfolgsquoten

SRH Fernhochschule
Telefon +49 (0) 7371 9315-0 | info@fh-riedlingen.srh.de

Die Hochschule, die zu Ihnen kommt




WWW.FLEXIBELSTUDIERN.COM

HINTER-GRUND

Wir sollten uns kennenlernen!



Wir sind Nachbarn. Alle – das aktuelle Jahresthema der Diakonie Deutschland lenkt den Blick darauf, wie wir miteinander umgehen: im Mietshaus, im Wohngebiet, im Stadtteil. Und wie man das Zusammenleben so gestalten kann, dass sich die Menschen gegenseitig eine Hilfe sind. Das Schlüsselwort heißt Sozialraumorientierung. Was steckt dahinter?

Von Maria Loheide

Was hinter der Initiative steckt

Wie arbeiten diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden mit verschiedenen Anbietern sozialer Dienstleistungen in der Gemeinde, im Stadtviertel, auf dem Land und in der Stadt erfolgreich zusammen? Wie gelingt es, die Bürgerinnen und Bürger zu beteiligen? Wie kann die Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie mit Initiativen und Vereinen, mit Verwaltung, Kindertagesstätten und Schulen nachbarschaftliches Zusammenleben fördern? Diesen Fragen geht die Diakonie Deutschland mit dem aktuellen Jahresthema „Wir sind Nachbarn. Alle – Für mehr Verantwortung miteinander“ nach. Sie knüpft damit nahtlos an ihr voriges Jahresthema an, mit dem sie sich für Menschen mit Behinderung und eine barrierefreie Gesellschaft stark machte.

Gemeinsam mit den evangelischen Kirchen fördert die Diakonie Nachbarschaften und inklusive Bündnisse Sozialer Arbeit im sozialen Raum, verbessert mit den Menschen vor Ort die Lebensqualität im Umfeld und trägt zu einer inklusiven Gesellschaft bei. Der Blick richtet sich dabei auf das Wohnumfeld von Menschen. Im Fachjargon spricht man von der Gemeinwesenarbeit und stadtteilorientierten Arbeit, die in Deutschland bereits seit den 1970er Jahren diskutiert wird. Engagierte Personen, insbesondere aus evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, haben diese Diskussion damals angestoßen und die Entwicklung von Sozialraumorientierung befördert. Mit dem Jahresthema der Diakonie Deutschland „Wir sind Nachbarn. Alle“ soll das Konzept der Sozialraumorientierung gefördert werden.

Warum sind Nachbarn wichtig?

Nachbarschaften gibt es in großen und kleinen Zusammenhängen. Wir sprechen von unseren europäischen Nachbarn oder von Städten und Gemeinden, denen wir uns ebenfalls nachbarschaftlich verbunden fühlen.

Die Initiative „Wir sind Nachbarn. Alle“ konkretisiert sich dagegen in der Nachbarschaft im Wohngebiet. Hier geht es um die Menschen, die in meinem Umfeld leben, egal ob in der Stadt, im Stadtteil, im Kiez, im Quartier oder in einer kleinen Dorfgemeinschaft.

Die solidarische Nachbarschaft scheint vielerorts eine Renaissance zu erleben. Menschen werden aktiv,



An einem Tisch für inklusive Stadtentwicklung. Mitwirkende aus dem Hamburger Forum Eine Mitte für Alle (s. S. 46) stellen „Das Abendmahl“ von Leonardo da Vinci nach.

um mit anderen, die sie vorher vielleicht noch nicht einmal kannten, zu gärtnern, zu feiern, Bäume zu pflanzen und sich gegenseitig im Alltag zu helfen. Alle Altersgruppen engagieren sich gemeinsam, ganz gleich, ob im Dorf oder im Stadtteil.

Jeder Mensch hat Nachbarn. Mit den einen ist der Austausch intensiv, mit den anderen unverbindlich. Nachbarschaften sind nicht immer harmonisch, sie können auch anstrengen, und Streitigkeiten landen nicht selten vor Gericht. Ganz unterschiedliche Menschen, Lebensformen, Alter, Sprachen müssen sich miteinander arrangieren. Manche Menschen kommen allein zurecht, andere brauchen Unterstützung. Es gibt Menschen, die leben zurückgezogen und wollen keinen Kontakt. Andere engagieren sich in hohem Maße für die, die um sie herum wohnen. Beeindruckend erleben wir aktuell das große nachbarschaftliche Engagement für die Menschen, die als Flüchtlinge zu uns kommen und in Turnhallen, Aufnahmeeinrichtungen oder Wohnungen in unserer Nachbarschaft leben.

Heute, da Familienmitglieder oft fern voneinander wohnen, sind nachbarschaftliche Bindungen wichtiger denn je. Das unmittelbare Lebensumfeld ist eine bedeutende Ressource schneller Unterstützung und Hilfe. Wohnprojekte, Initiativen zur Verbesserung der Lebensqualität, gegenseitige Unterstützung und Soli-

darität machen Nachbarschaft zu einer Ressource, von der jeder einzelne Mensch profitieren kann. Nachbarn sind alle Menschen, die unsere Nächsten sind, nicht nur die wenigen Häuser um uns herum.

Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“

Über die Einladung hinaus, das Zusammenleben in der Nachbarschaft in die eigenen Hände zu nehmen, geht es der Diakonie Deutschland auch darum, Orte, Angebote und Konzepte weiterzuentwickeln für Menschen, die Förderung, Unterstützung und Hilfe benötigen. Viele Städte, Gemeinden und Träger der Sozialen Arbeit orientieren sich mittlerweile am Fachkonzept der Sozialraumorientierung und machen dieses zur Grundlage für ihre Angebote im Bereich der Jugend-, Sozial-, Behinderten- und Altenhilfe sowie der Arbeitsintegration. Zugleich dient es ihnen als Anregung, diese Angebote weiterzuentwickeln.

Im Konzept der Sozialraumorientierung geht es darum, dass Lebensräume und -welten nicht „von oben“ gestaltet werden, sondern die Menschen vor Ort daran mitwirken. Das Ziel ist, dass jeder in die Lage versetzt wird, auch in prekären Lebenssituationen im jeweils individuellen Rahmen möglichst selbstbestimmt zurechtzukommen.

Nachgefragt: Sozialraumorientierung und die Kosten



Dr. Jörg Kruttschnitt, Vorstand
Recht, Sozialökonomie und Personal
Diakonie Deutschland –
Evangelischer Bundesverband

Wie werden sozialraumorientierte Projekte in der Regel finanziert?

Oft werden zielgruppenübergreifende sozialraumorientierte Angebote durch Projektmittel finanziert. Das können Gelder der Soziallotterien wie Aktion Mensch oder Glücksspirale sein oder des Deutschen Hilfswerkes. Auch die Landeskirchen beteiligen sich zunehmend an der Finanzierung von sozialraumorientierten Projekten, wie zum Beispiel in Hessen.

Wie sollte die Politik Sozialraumorientierung fördern? Braucht man neue Gesetze?

Die Verankerung von abgestimmten Hilfeangeboten im unmittelbaren persönlichen Umfeld der Menschen ist eine wichtige Grundlage sowohl für eine gelungene Inklusion als auch für erfolgreiche präventive Angebote der Kinder- und Jugendhilfe. Dies muss in den Kommunen vor Ort geschehen. Diese setzen derartige Programme jedoch erfahrungsgemäß oft erst dann um, wenn es entsprechende Gesetze gibt. Hier sehe ich den Gesetzgeber in der Pflicht, die nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen. In der präventiven Arbeit sind sozialräumliche Ansätze richtungsweisend.

Besteht die Gefahr, dass durch die Sozialraumorientierung an der Sozialhilfe gespart wird?

Sozialraumorientierung wird manchmal als Sparkonzept missverstanden, weil sie durchaus den Finanzbedarf für Pflichtleistungen dauerhaft reduzieren kann. Sobald jedoch die Rede davon ist, Mittel für präventive Angebote bei den Kosten der Einzelfallhilfen einzusparen, ist das nicht mehr mit geltendem Recht vereinbar. Der Ausbau von Prävention und daraus resultierende Einsparungen können ausschließlich durch langfristig angelegte Budgetplanung erreicht werden, nicht jedoch durch Umverteilung des Budgets im laufenden Haushaltsjahr. Rechtsansprüche auf Sozialleistungen sind vom Gesetzgeber geregelt und stehen nicht zur Disposition der Kommunen oder Versicherungsträger. Für den Erhalt dieser Rechtsansprüche der Menschen setzen wir uns ein! ■

Die fünf Prinzipien der Sozialraumorientierung

1. Orientierung an dem Willen der Menschen

Fachkräfte glauben manchmal schnell zu wissen, was gut für den anderen ist. Das korrespondiert durchaus mit den Wünschen vieler Menschen. Es ist ja auch schön, wenn jemand kommt und dazu beiträgt, die eigene Situation zu verbessern. Entscheidend für Veränderung ist jedoch der Wille der Menschen, etwas zu verändern. Hier setzt die Sozialraumorientierung an. Sie steht für eine zeitgemäße Form Sozialer Arbeit. Diese geht weg von der Haltung „Ich weiß, was für dich gut ist, und das tun wir jetzt!“ und nimmt eine andere ein: „Dein Wille wird ernst genommen. Wir begleiten und unterstützen dich fachlich kompetent und berücksichtigen dabei alle Ressourcen im Sozialraum.“

2. Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

In der Sozialraumorientierung geht es darum, Selbsthilfekräfte und Eigeninitiative zu fördern und den Menschen in einer Haltung zu begegnen, die ihnen Verantwortung für die Bewältigung ihrer Lebenssituation zumutet und ihnen zutraut, diese zu übernehmen. Selbstverständlich mit (staatlicher) Unterstützung, soweit sie diese benötigen.

Nach sozialräumlichen Standards müssen auf der Grundlage des Willens eines Menschen gemeinsam Pläne entwickelt werden, wie die Ziele mit Unterstützung aller Beteiligten erreicht werden können.

3. Die Ressourcen stehen im Mittelpunkt

Sozialraumorientierte Arbeit richtet ihren Blick immer auf die Stärken von Menschen, auf ihre Potenziale und Kompetenzen. Jeder Mensch verfügt über Fähigkeiten, die er für seine eigene Entwicklung sowie zum Nutzen im Sozialraum einbringen kann. Damit verbunden sind neue Erfahrungen von Stärke, Wertschätzung und vielleicht sogar von Freude.

Daneben gibt es in jedem Sozialraum Ressourcen, die für die Gestaltung und Unterstützung von Menschen und Nachbarschaften wahrlich Schätze sind. Das kann der Postbote genauso sein wie die KassiererIn im Supermarkt, das Familienzentrum oder die Gemeinde, der Kioskbesitzer oder der Turnverein.

4. Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt

Bei der sozialräumlichen Betrachtung geht es um alle Menschen eines Wohngebietes. Es wird nicht nach einzelnen Zielgruppen, Konfessionen, Nationalitäten, Generationen differenziert.

5. Kooperationen und Koordination

Sozialraumorientiertes Arbeiten verbietet die enge Sicht auf Zuständigkeiten von Institutionen. Stattdessen werden Netzwerke geknüpft. Der Blick reicht über den engen sozialen Bereich hinaus. Das bedeutet, dass sich bei einem Projekt die relevanten Bereiche des Stadtlebens beteiligen – lokale Unternehmen, kommunale Ämter, Sport- und Kulturvereine, Schulen und Religionsgemeinschaften. Das Konzept lebt von der Bereitschaft, dass alle Akteure kooperieren und angeleitet werden, sich im Wohnumfeld zu vernetzen.

Theorie und Praxis

So hochgelobt das Fachkonzept Sozialraumorientierung ist, so stößt die Umsetzung in der Praxis doch immer wieder auf Probleme. Von dem Ansatz müssen alle notwendigen Akteure überzeugt, „Sozialraumprofis“, „Quartiersmanager“ und „Gemeinwesenarbeiterinnen“ gewonnen werden, und auch die Finanzierung muss gesichert sein. Hilfeleistungen beziehen sich auf den einzelnen Menschen mit Behinderung, auf das Kind und den Jugendlichen oder den alten Menschen. Sie haben einen individuellen Bedarf und Leistungsanspruch. Erst langsam wird von Kommunen, Politik und Gesetzgebung erkannt, dass die sozialräumliche Arbeit präventiv wirkt und für diese Zielgruppe wie für alle Menschen ein Gewinn ist und deshalb gesetzliche Rahmenbedingungen und Finanzierungen erforderlich sind.

Gute Partner: Diakonie und Kirchen

Diakonie ist mit ihren Diensten und Einrichtungen dort, wo Menschen Unterstützung, Begleitung und Hilfe brauchen. Gemeinsam mit den Kirchengemeinden kann die Diakonie ein Motor für die Vernetzung in der Nachbarschaft sein. Während die Diakonie die Bedürfnisse der Menschen kennt, hat die Kirchengemeinde alles, was es braucht, um Menschen zu aktivieren: engagierte Mitglieder, Räume und Ressourcen. Die Diakonie übernimmt soziale und kulturelle Verantwortung und wird so zur Mitgestalterin des Sozialraums. Dies entspricht ihrem kirchlichen Auftrag, die Menschenfreundlichkeit Gottes durch Wort und Tat zu verkünden. Diese praktische Nächstenliebe umzusetzen ist Aufgabe der professionellen Dienstleistungen. Die Diakonie Deutschland hat fünf Modellregionen ausgewählt, in denen diakonische Initiativen und Kir-

chengemeinden sich vernetzen und eine lebendige Nachbarschaft fördern. In diesen Regionen wird untersucht, wie die Zusammenarbeit gelingt und welche Probleme es gibt.

Darüber hinaus macht sie die vielen guten Nachbarschaftsprojekte und Initiativen von Kirche und Diakonie bekannt und wirbt dafür, dass sich viele Mitstreiter in Gemeinden und Diakonie finden, die sich anstecken lassen, Bündnisse schmieden und andere für ihre Ideen begeistern. ■

Links:

wirsindnachbarn-alle.de

[#wirsindnachbarnalle](https://twitter.com/wirsindnachbarnalle)

Plattform der Diakonie; hier kann jeder

Projekte veröffentlichen, die mit Nachbarschaft und Sozialraum zu tun haben.

gemeinwesendiakonie.de

kirche-findet-stadt.de

[diakonie.de/media/Texte-2007-09-](http://diakonie.de/media/Texte-2007-09-Konzeptionelle-Eckpunkte.pdf)

[Konzeptionelle-Eckpunkte.pdf](http://diakonie.de/media/Texte-2007-09-Konzeptionelle-Eckpunkte.pdf)

Anzeige

Originalgröße:

NGÜ NT+PS+SP

Jetzt neu: Große Übersetzung im Miniformat.

7,5 x 11,7 x 1,3 cm, 762 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-438-01327-9

Nur: € 4,99

www.ngü.info

Gebührenfreie Bestell-Hotline

0800-242 3546

www.bibelonline.de

 DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT

Dieses Buch ist zweitausend Jahre alt. Also
aber das, von dem dieses die Übersetzung
es weder elektrisches Licht noch Telefon
und all diese Sachen. In Bezug auf die
ne ist es aber auf dem neuesten St



Ulrich Lilie,
Präsident Diakonie Deutschland

Wie sie einander lieben!

Die erste Gemeinde macht es vor: Wer in guter Nachbarschaft leben will, tut was dafür. Und macht keine Unterschiede

Von Ulrich Lilie

Schon die ersten Christinnen und Christen waren gute Nachbarn. Unsere Mütter und Väter im Glauben sind gerade durch ihren solidarischen und geschwisterlichen Lebens- und Beziehungsstil aufgefallen. Der römische Autor Tertullian hat überliefert, was Außenstehende damals bewundernd feststellten: „Seht, wie sie einander lieben!“ Diese erfahrbare Einheit zwischen dem helfenden Wort und der helfenden Tat hat ihre Botschaft für ihre Zeitgenossen immens anziehend werden lassen.

Dabei war auch die älteste christliche Gemeinde in Jerusalem von Anfang an ein vielschichtiges, ja multikulturelles Phänomen. Die Apostelgeschichte berichtet, dass kulturelle Verschiedenheit in Jerusalem auch mit Ungleichbehandlung verbunden war und zu sozialen Spannungen geführt hat. So konnten Witwen hebräischer Sprache, wenn sie in Not waren, an einer täglichen Mahlzeit teilnehmen, für die Witwen griechischer Sprache galt das zunächst nicht (Apg 6,1-7). Die christliche Gemeinde hat diese Unterscheidung von Alteingesessenen und Fremden, von alten und neuen Nachbarinnen aber abgelehnt. Sie hat aus ihrer Mitte Personen, die Diakone, damit beauftragt, sich darum zu bemühen, dass Notleidenden wirksam geholfen wird – und zwar allen. Diese frühe Entscheidung ist eine bis heute gültige Grundentscheidung ei-

ner eigenständigen kirchlichen Diakonie. Auch heute kann schon eine kleine Unterstützung aus dem Umfeld die Lebensqualität eines Menschen deutlich steigern und dazu beitragen, dass er im eigenen Quartier selbstbestimmt leben und wohnen kann. Erfahrungen mit alten Menschen, mit Menschen mit Beeinträchtigungen genauso wie Erfahrungen mit Menschen, die nach Deutschland geflohen sind, zeigen: Nachbarschaftliches Engagement sorgt für eine bessere Begleitung und Versorgung. Nur mit bürgerschaftlichem und nachbarschaftlichem Engagement wird es langfristig gelingen, die nach Deutschland kommenden Menschen zu integrieren. Aus Flüchtlingen können tolle Nachbarn werden. Und was Tante Anni in dem Düsseldorfer Stadtteil, in dem ich Kind war, als gute Seele für alle Kinder bedeutete, steht leider in keiner Stadtchronik. Diese alte Dame mit Kanarienvogel und großem Herzen hätte ein Denkmal verdient!

Wir sind Nachbarn. Alle. Auch weltweit sind wir das längst geworden. Noch vor 50 Jahren war Syrien weit weg, heute macht sich das, was dort geschieht, unmittelbar in Solingen bemerkbar. Und die unbequeme Wahrheit ist: Auch unser Lebensstil, unsere Gesellschaft und unsere Politik haben dazu beigetragen und tun es noch, dass Menschen in vielen Ländern ihre alten Nachbarinnen und Nach-

barn verlieren. Wer verhindern will, dass Menschen, die wie wir gerne in ihrer Heimat leben, heimatlos werden, muss mit aller Kraft daran arbeiten, die sogenannten Fluchtursachen zu beheben. Das geht. Denn diese sind nicht einfach gegeben, sondern geworden, politisch, von Menschen gemacht und also gestaltbar. Unfaire globale Handelsbedingungen, die Nichtbeachtung von Menschenrechts- und Umweltstandards bei Lieferketten oder wachsende weltweite soziale Ungleichheit gehören zu diesen Ursachen wie Waffenlieferungen in Spannungsgebiete und an Länder, die systematisch die Menschenrechte verletzen. Auch daran zu arbeiten, ist eine hochaktuelle Dimension guter Nachbarschaft.

Unsere Mütter und Väter im Glauben haben uns wunderbar darauf vorbereitet, uns ohne Ansehen der Person für andere einzusetzen. Ich bin überzeugt, dass darin eine Chance für uns Christinnen und Christen heute liegt: Menschen werden für den Glauben nicht nur durch sprechende Predigten und liebevoll gestaltete Gottesdienste angesprochen und begeistert, sondern auch wenn sie hineingenommen werden in ein Netz lebendiger Beziehungen, die von Nächsten- und Gottesliebe geprägt sind. Wenn sie die Erfahrung machen, dass sie gewollt und zugehörig sind: Wenn sie spüren: „Wir sind Nachbarn. Alle.“ ■

KIRCHE
FINDET
STADT I

In neue Form gegossen

2010 stand eine Bochumer Gemeinde vor dem Aus. Die Kirche wurde ausgebaut zum Stadtteilzentrum Q1 mit Kapelle und Künstlerin. Ein gelungener Neustart **Von Dorte Huneke**

„Das hätten die Architekten der Friedenskirche vor 50 Jahren sicher nicht gedacht, dass wir hier einmal so zusammenkommen und eine Kunstausstellung eröffnen!“, sagt Nejla Elif Usta vom Bochumer Verein Ifak e.V. – Verein für multikulturelle Kinder- und Jugendhilfe – Migrationsarbeit. Sie schaut auf die rund 100 Menschen, die an diesem Abend aufmerksam durch den großen Bürgersaal des „Q1-Eins im Quartier. Haus für Kultur, Religion und Soziales“ in Bochum-Stahlhausen laufen und Skulpturen und Zeichnungen der Künstlerin Dorothee Schäfer betrachten, die im Haus ihr Atelier hat.

Die Stadtteilbevölkerung hatte sich in den letzten Jahren stark verändert, es gab weniger Christen und mehr Muslime, und die Kirchengemeinde wurde daher immer kleiner. Anstatt tatenlos zuzusehen, suchte der zuständige Pfarrer Holger Nollmann nach neuen Wegen. Zusammen mit dem seit 40 Jahren im Westend aktiven Verein Ifak und dem Bochumer Architekturbüro Soan Architekten entwickelte er ab 2010 das Konzept für den Um- und Ausbau der Friedenskirche zum Stadtteilzentrum. Im Sommer 2015 wurde das Q1 eröffnet.

„Zu den besonderen Herausforderungen in unserem Stadtteil gehören Bildungsarmut, eine schwierige Sozialstruktur und eine entsprechend belastete Lebenssituation vieler Bewohne-

rinnen und Bewohner“, so Nollmann. Die Architektur des Q1 sei deshalb gezielt auf Begegnung und Dialog angelegt. Durch den Um- und Ausbau entstanden fünf Büros, zwei Gruppenräume, ein kleiner und ein großer Bürgersaal sowie ein großzügiges Begegnungsareal mit Küche. Die beiden Bürgersäle werden regelmäßig genutzt von der evangelischen Frauenhilfe und anderen Gruppierungen. In den vergangenen Monaten gab es dort auch Filmabende, irakische Verlobungsfeiern und Podiumsveranstaltungen.

Das geistliche Zentrum im Q1 bildet die Friedenskapelle, die auch „Raum der Stille“ genannt wird. Sie ist offen für alle Menschen, betont Nollmann. Gastgeberin ist die Evangelische Kirchengemeinde Bochum. An jedem ersten Sonntag im Monat findet um 18 Uhr ein Abendgottesdienst statt. „Wir möchten uns hier stärker als offene Kirche für den Sozialraum engagieren und auch unsere geistlichen Angebote in diesem Geist ausbauen“, so Nollmann. „Dazu gehören die Entwicklung neuer liturgischer Formen und der lebendige Austausch mit anderen religiösen Gemeinschaften im, mit und für den Sozialraum.“

„Manchmal, wenn ich in meiner Arbeit nicht weiterkomme oder eine Pause brauche, setze ich mich hierher und genieße die Stille“, sagt etwa Halil Şimşek von der Ifak. Der Verein bietet im Q1



Der neue Eingangsbereich ist ein lebendiger Begegnungsort. In der Friedenskapelle werden Gottesdienste gefeiert, nebenan arbeitet die Künstlerin Dorothee Schäfer, andere lernen Deutsch oder treffen sich auf einen Kaffee.





täglich Deutsch- und Integrationskurse für Geflüchtete an. „Wir wollen durch unser Programmangebot alle Menschen, ungeachtet ihrer Herkunft und Glaubensrichtung, in einer solidarischen, demokratischen und weltoffenen Haltung stärken“, erklärt Ifak-Geschäftsführerin Friederike Müller.

Bildhauerin Dorothee Schäfer weiß genau, um wie viel Uhr die Deutschkurse jeden Tag Pause machen. „Dann schmeiße ich schnell meine Maschinen an. Das ist mit den Lehrerinnen abgesprochen.“ Die Nähe zu Menschen sei ein Arbeitsmotor für sie, sagt Schäfer. Ihr Atelier im Q1 ist ein offener Raum für den Stadtteil – so offen wie die Rundumverglasung der Gebäudefront es nahelegt. „Ich habe hier schon alle möglichen Leute ans ‚Steinkloppen‘ gekriegt!“ Und als eine Sprachlehrerin mit ihrem Schüler einmal keinen Raum fand, setzten sich die beiden bei ihr rein. „Wir haben nebeneinander gearbeitet, manchmal miteinander. Die Vokabeln Knüpfel, Meißel, Ton und Staub wird der Schüler jedenfalls so schnell nicht vergessen.“

Dorothee Schäfer ist die erste Residenzkünstlerin im Q1. Als sie ihr Atelier im vergangenen Herbst mit Kunst und Musik eröffnete, kamen viele Besucher ins Q1, ältere und jüngere Menschen

christlicher, muslimischer und anderer religiöser Herkunft, die meisten mehrsprachig. Darunter Künstlerinnen und Künstler, Nachbarinnen und Nachbarn und auch Erzieherinnen der Kita „Kindervilla Pfiffikus“ von nebenan. In dieser werden – in gemeinsamer Verantwortung von Ifak und Evangelischer Kirchengemeinde – fast 120 Kinder betreut. Es gibt also eine Zukunft im Q1, da ist sich auch Pfarrer Nollmann sicher: „Das Bochumer Westend mit seiner mehrheitlich jungen Bevölkerung steht für den kulturellen Reichtum und das Entwicklungspotenzial einer pluralen Stadtgesellschaft, die auf Dialog und Teilhabe setzt. Wir knüpfen an die Geschichte an, mit dem Blick nach vorne.“ ■

Mehr Fotos unter:

www.diakonie.de/nachbarn

Q1-Eins im Quartier

Haus für Kultur, Religion und Soziales

Träger des Q1 sind die Evangelische Kirchengemeinde Bochum und IFAK e. V. (Verein für multikulturelle Kinder- und Jugendhilfe – Migrationsarbeit). Der Umbau wurde finanziert durch das Bund-Länderprogramm Stadtumbau West/Soziale Stadt.

Das Q1 wurde 2015 ausgewählt als Pionierstandort des Kooperationsprojektes „Kirche findet Stadt“ der Diakonie Deutschland. 2016 gewann das Stadtteilzentrum den ersten Preis beim bundesweiten Wettbewerb „Kirchengebäude und ihre Zukunft“ der Wüstenrot-Stiftung. Die Friedenskapelle im Q1 trägt seit 2016 das Signet für verlässlich geöffnete Kirchen. ■

www.q1-bochum.de

www.kirche-findet-stadt.de

KIRCHE
FINDET
STADT II

Altes Haus ganz neu

Im Paul Gerhardt Stift im Berliner Wedding wird heute gesungen, getanzt und gelernt. Komme, wer wolle! Von Annette Siegrist

Perihan Top, 33, wirft ihr schulterlanges Haar nach hinten, lacht und erzählt. Seit 15 Jahren wohnt die aus der Türkei stammende Frau in Berlin, hier hat sie ihre vier Kinder bekommen. Sie begann vor drei Jahren mit einem Deutschkurs im Stadtteil- und Familienzentrum des Paul Gerhardt Stifts zu Berlin. Die vier Vormittage in der Woche mit der Lerngruppe seien zu einem festen Bestandteil ihres Lebens geworden, sagt sie. Ihre Freundin Fidan Topyürek, seit zwölf Jahren in Berlin, macht auch mit und erklärt, warum: „Es ist wichtig für mich, die Sprache zu lernen. So kann ich meinen Kindern in der Schule helfen und bin selbstbewusster, wenn mich zum Beispiel jemand auf der Straße nach dem Weg fragt.“

Ein Deutschkurs, der auf die speziellen Bedürfnisse von Müttern eingeht – das ist nur eine von vielen Ideen des Paul Gerhardt Stifts zu Berlin. Die diakonische Einrichtung im Stadtteil Wedding, im Jahr 1876 als Diakonissenmutterhaus gegründet, hat vor fünf Jahren begonnen, sich der Zukunft zuzuwenden. Ohne jedoch ihre Wurzeln zu verleugnen oder ihre Werte abzustreifen, im Gegenteil: im besten Sinne eines sozialdiakonischen Auftrags. „Wir wollten, dass sich unser Haus interkulturell öff-

net und für die Menschen da ist, die hier in der Umgebung leben“, erklärt Stefan Kurzke-Maasmeier, Referent für Projektentwicklung und Kommunikation im Paul Gerhardt Stift. Und darunter sind eben auch viele Menschen aus anderen Ländern und Kulturen.

Im Berliner Wedding wird sonst eher von Parallelgesellschaften berichtet. Aber auf dem Gelände des Paul Gerhardt Stifts ist unter dem Projektnamen „ZukunftsHaus Wedding“ ein Ort gewachsen, der dem entgegenwirkt, denn hier findet jeder seinen Platz, ganz gleich, woher er kommt, wie alt er ist oder welcher Religion er sich zugehörig fühlt. Hier besuchen Kinder die Kita. Hier wohnen alte Menschen in der Wohnanlage oder dem Pflegeheim. Hier finden Flüchtlinge im sogenannten Refugium eine Bleibe. Ruhesuchende freuen sich über die offene Kirche, während es in der Kinderbibliothek und im Café, das zum Großteil von Schülern organisiert wird, gesellig zugeht. Hier probt auch der Stadtteilchor. Die Sängerinnen und Sänger ganz unterschiedlicher Herkunft finden unter Chorleiter Frank Schneider im Gospel zusammen. Und am Donnerstagnachmittag drehen sich im großen Saal ältere Damen und Herren im Kreis. Dann übt die Seniorentanzgruppe mit Tanzlehrer



Beim gemeinsamen Feiern im Hof sind alle Barrieren überwunden. Menschen verschiedener Herkunft und Religionen begegnen sich.



Ob beim Kochtreff mit Dorthe Kreckel (links) oder beim Singen mit Chorleiter Frank Schneider (Foto unten mit Gitarre): die Freude am gemeinsamen Tun steht immer im Vordergrund.

Stephan Scholz einen Volkstanz, der körperliche Beweglichkeit und Koordination trainiert. Die Teilnehmer kommen zum Teil aus der stiftseigenen Altenwohnanlage oder dem Pflegeheim, zum Teil von außen, und sind begeistert dabei. „Die Senioren würden demonstrieren gehen, wenn wir dieses Angebot streichen würden“, erzählt Irma Leisle, die Leiterin des Stadtteil- und Familienzentrums, das eine der Säulen des ZukunftsHauses darstellt. Sie ist auch Stadtteilkoordinatorin und trägt einen großen Teil der Verantwortung dafür, dass andere Träger, Einrichtungen und das Bezirksamt sich gegenseitig informieren und die Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern für ihren Kiez stärken. Denn nur durch gelebte Kooperationen, wie beispielsweise mit der Volkshochschule und der Musikschule, kann das Angebot auf die Menschen zugeschnitten werden.

Das ZukunftsHaus Wedding ist Teil des bundesweiten Projektes „Kirche findet Stadt“, das untersucht, wie sich Kirche in die Stadt- und Quartiersentwicklung einbringen kann und mit anderen Akteuren zusammenarbeitet. Es gilt dort als ein Pionierstandort im Arbeitsfeld „Zentren der Begegnungen und Integration“. ■

ZukunftsHaus Wedding

Bildung, Beratung und
Begegnung

Das ZukunftsHaus Wedding stellt seine Arbeit auf drei Säulen: Bildung, Beratung und Begegnung. Die Räumlichkeiten des Paul Gerhardt Stifts, in dem früher das Kiezkrankenhaus untergebracht war und die Schwesternschaft der Diakonissen ihr Zuhause hatte, sind hierfür wie gemacht – angefangen von der Lehrküche bis hin zu einem großen Saal, in dem regelmäßig gefeiert wird. Es weht ein beispielhafter Teamgeist. Neben den hauptamtlich Beschäftigten unterstützen rund 65 Ehrenamtliche die diakonische Arbeit. ■

Weitere Informationen zur Konzeption, zum Angebot und zur Geschichte des ZukunftsHauses Wedding unter:

www.evangelisches-johannes-stift.de/paul-gerhardt-stift

ARCHI-
TEKTUR



Man sieht sich!

Dieses Haus ist für Begegnungen gebaut: Zehn Wohnungen gruppieren sich um einen überdachten Innenhof. Die Kinder lieben es, ihre Eltern auch

Von Beate Krol

Feierabendstimmung im Ibisweg 13, einem Mietshaus mit zehn Parteien im Berliner Bezirk Buckow. Die Erzieherin Nancy Schiller hat zu sich ins Erdgeschoss geladen. Auf dem Esstisch stehen Tee und Kekse. Zusammen mit ihren Nachbarn Sabine Korselt und Markus Bilik erzählt sie, wie sie hier zusammenleben. Und gibt damit auch Antworten auf die Frage: Wie kann die Architektur eine gute Nachbarschaft unterstützen?

Denn das Haus im Ibisweg 13 ist kein gewöhnliches Haus. Der österreichische Architekt Fritz Matzinger hat es vor gut zwanzig Jahren als eines von zwei Atriumhäusern in dieser Straße entworfen. Das Konzept lehnt sich an afrikanische Dörfer an, die der Architekt in den 1970er Jahren auf Reisen durch Kamerun und die Elfenbeinküste studierte. Deren Herz ist ein großer Platz in der Mitte, auf dem sich die Menschen treffen. Im Atriumhaus übernimmt diese Funktion ein Innenhof, von dem alle Wohnungen abgehen. Er hat ein Dach aus Glas und ist damit wetterfest. „Die Kommunikation, die im Sommer wie ein kleines Pflänzchen wächst, soll schließlich nicht im Herbst wieder kaputt gehen“, erläutert Fritz Matzinger.

Das Atrium im Ibisweg ist quadratisch und zwei Etagen hoch. Die Mieter haben es in einen gemütlichen Allzweckraum verwandelt, der an eine Mischung aus Jugendtreff und botanischem Garten erinnert. Gleich hinter dem Eingang lädt eine durchgesessene Couchgarnitur zum Hinfläzen ein, neben den Säulen und der Treppe stehen Terrakottatöpfe mit Benjamin-

bäumen und Palmen. Sorgfältig beschriftete Fotocollagen an den Wänden erinnern an die ersten Mieter, daneben lehnen Skateboards, Roller und Fahrräder.

Auch wenn die Bewohner durch die Mieterwechsel der vergangenen Jahre nicht mehr die verschworene Gemeinschaft sind, die sie mal waren, können sie sich doch aufeinander verlassen. Pakete annehmen, Blumen gießen, Haustiere und Kinder hüten, Zeitschriften weiterreichen und aushelfen, wenn im Kühlschrank was fehlt – all das ist im Ibisweg 13 selbstverständlich. Auch private Probleme vertrauen sich die Nachbarn immer wieder mal an. „Es ist ein bisschen heile Welt hier“, sagt Nancy Schiller, die ihre zehnjährige Tochter allein erzieht und eine der Gartenwohnungen im Atriumhaus bewohnt.

Zu diesem Heile-Welt-Gefühl tragen auch die Rituale bei, die die Bewohner des Atriumhauses pflegen. So organisiert Haussprecher Markus Bilik einmal im Jahr eine Weinprobe. Und im Dezember stellen sie im Atrium einen meterhohen Weihnachtsbaum auf, den die Kinder zusammen mit ein paar



Nachbarinnen und Freundinnen:
Hannah (links) und Amy.

Hier ist Platz für uns.
Die Kinderclique vor dem
Atriumhaus (links). Wenn's
regnet, spielen sie einfach
unterm Dach weiter.



Klaus Korselt, Nancy Schiller und Markus Bilik (von links nach rechts)
wollen auf die Gemeinschaft nicht mehr verzichten.

Erwachsenen schmücken. Ostern wiederum sammeln sich die Bewohner im Atrium zum Großputz, der in einer gemeinsamen Feier mündet. Bezahlt wird alles aus der Hauskasse, in die alle Parteien 20 Euro im Jahr legen.

Für Nancy Schiller, Markus Bilik und Sabine Korselt ist das Atrium daher nicht mehr wegzudenken. Sie durchqueren es auf dem Weg zur Arbeit und zum Einkaufen. Wenn sie Kartoffeln aus dem gemeinsamen Vorratskeller holen oder einen Bräter aus der Ausleihecke im Dachgeschoss benötigen. Außerdem putzen die Mieter das Atrium in wechselnden Formationen zusammen. Am meisten aber profitieren die 15 Kinder von Matzingers Atrium. Für sie ist der überdachte Hof ein perfekter Treffpunkt und Ort zum Spielen.

Weil alle Bewohner Kinder haben oder hatten, genießen die 15 Mädchen und Jungen eine große Freiheit. Sie dürfen im Atrium Höhlen bauen, Fahrrad und Inlineskates fahren und auch auf dem Sofa rumhüpfen. Aber es gibt auch Regeln: So ist der Innenhof zwischen 13 und 15 Uhr für das Spielen tabu.

Die von den Behörden vorgeschriebene Stahlkonstruktion verstärkt die Geräusche. Außerdem müssen die Kinder ihre Spielsachen abends aufräumen.

Die Erwachsenen wiederum müssen beachten, dass man im Atrium nicht rauchen darf – was früher mal erlaubt war. Und sie dürfen den gemeinschaftlichen Putzdienst nicht an eine privat bezahlte Putzfrau delegieren. Hinter letztgenannter Regel steckt die Sorge, dass dann das Verantwortungsgefühl für die gemeinsamen Räume nachlassen könnte.

Auch Mieterwechsel empfinden Sabine Korselt und Markus Bilik, die zur ersten Mietergeneration gehören, als heikel. Die Hausgemeinschaft ist auf eine funktionierende Kommunikation angewiesen – auch um Konflikte zu klären, die immer wieder auftreten. Die erste Mietergeneration musste deshalb ein strenges Auswahlverfahren mit Gruppendiskussionen durchlaufen, das Fritz Matzinger zusammen mit der Wohnungsbaugenossenschaft entwickelt hatte, denn, so Matzinger: „Ich kann nur die Hardware liefern.“

Im Großen und Ganzen aber leben Markus Bilik und Sabine Korselt auch 24 Jahre nach ihrem Einzug gerne im Atriumhaus. Deshalb fürchten sie auch die Rente. Dann wird ihr Geld für die 131 Quadratmeter großen einstigen Sozialwohnungen vermutlich nicht mehr reichen. Nancy Schiller kann sich schon nach fünf Jahren nicht mehr vorstellen, noch einmal in ein anderes Haus zu ziehen. ■

GEMEINDE-
HAUS

Nachmittagsglück

Eine Kirchengemeinde in Fulda öffnet ihre Räume für Familien: Mütter kochen das Mittagessen, Schulkinder bekommen Hilfe bei den Hausaufgaben, und alle haben Zeit zum Spielen

Von Jens Brehl



Zwei von mehreren Müttern, die ehrenamtlich viele Kinder bekochen: Filiz Idge (linkes Foto) und Mehtap Özkaya (rechtes Foto).

In der Pfanne brutzelt Gemüse, aus dem Backofen kommt Kuchenduft. Ein paar Kinder stehen am Tisch und schnippeln Äpfel und Orangen. Zum Nachtisch soll es Obstsalat geben, sagt Filiz Idge und lacht freundlich. Sie ist eine von drei Müttern, die heute im Familienzentrum das Mittagessen kochen. Die drei Ehrenamtlerinnen tun das mit guter Laune und haben den Laden im Griff, das merkt man.

Im Gemeindehaus der Fuldaer Lutherkirchengemeinde ist vor ein paar Jahren ein Familienzentrum entstanden, manche sagen auch: eine „Insel der Begegnung“. Hier befindet sich die Kindertagesstätte

der Gemeinde, zusätzlich kommen jeden Mittag etwa 35 Erst- bis Fünftklässler zum Essen und Spielen her. Diese sogenannte „Soziale Gruppenarbeit“ wird von den Sozialpädagogen Martin Ludwig und Lilli Wiens vom Diakonischen Werk geleitet, die wiederum Unterstützung erhalten von freiwilligen Müttern, die hier täglich am Herd stehen.

„Wir sind ein Mix aus professionellen Fachkräften und zahlreichen ehrenamtlichen Akteuren“, erläutert Ludwig. „Die besten Ideen nutzen nichts, ohne die Menschen miteinzubeziehen, um die es geht. Sie beleben die Projekte mit viel Herz und

Engagement.“ Das Kochprojekt wird von der Fuldaer Tafel mit Lebensmittelpenden unterstützt und ist Ausgangspunkt für viele weitere Angebote.

Nach dem gemeinsamen Essen bleiben die meisten Kinder zum Spielen im Zentrum, und sie werden bei den Hausaufgaben unterstützt. Fulda Süd ist ein Stadtteil mit relativer Armut, viele Familien haben einen Migrationshintergrund. Eltern mit fehlenden Sprachkenntnissen können ihre Kinder nur schwer bei schulischen Arbeiten unterstützen. Im Familienzentrum versammeln sich aber nicht nur die „Problemfälle“, vielmehr ist die Kinderschar ein bunter Querschnitt unserer Gesellschaft – auch weil

Gespräch und erkannten den Bedarf für eine solche Einrichtung. Unterstützt von der Landeskirche Kurhessen-Waldeck und vom Jugendamt der Stadt Fulda konnten sie das Familienzentrum einrichten, das übrigens auch Ferienangebote macht. In den letzten Herbstferien sammelten die Kinder am Fuldaer Umweltzentrum Äpfel und pressten daraus ihren eigenen Apfelsaft in einer Rhöner Kelterei. Martin Ludwig erläutert: „Wir fragen uns immer: Was brauchen die Kinder, damit wir sie in ihren Entwicklungsprozessen sinnvoll unterstützen? Woran können sie wachsen, und womit können wir sie begeistern?“ ■



die Angebote viele ansprechen. Seit einigen Monaten gibt es etwa eine Kreativwerkstatt, in der munter gehäkelt, gestrickt und genäht wird.

„Wir erfinden ständig neue Kurse“, sagt Filiz Igde lachend. Sie ist seit Anbeginn dabei, das ergab sich, weil ihr Sohn und ihre Tochter die Kindertagesstätte der Gemeinde besuchten. „Die soziale Gruppenarbeit war für mich von Anfang an wie eine Familie.“ Besonders habe ihr und ihren Kindern die Hausaufgabenbetreuung geholfen. „Meine Tochter besucht mittlerweile das Gymnasium“, sagt sie stolz. Viele der kochenden Mütter sind inzwischen Freundinnen geworden – das Zentrum ist auch für sie zur „Insel der Begegnung“ geworden. Die sich übrigens nicht abschotten will. Einmal im Monat etwa werden alle Eltern des Stadtteils zum Elternfrühstück in die Kindertagesstätte eingeladen. Hier ist Zeit für Gespräche und Austausch.

Entstanden ist das Familienzentrum 2011. Gaby Wölfel, die Leiterin der Ambulanten Jugendhilfe des Diakonischen Werks Fulda, und Matti Fischer, Pfarrer der Lutherkirchengemeinde, kamen ins

Im Gemeinschaftsraum wird zusammen gegessen, danach geht's an die Hausaufgaben.

Das Familienzentrum der Lutherkirche in Fulda

Das Familienzentrum der Fuldaer Lutherkirchengemeinde ist mit ihren Projekten ein Teil der Initiative „Wir sind Nachbarn. Alle“ der Diakonie Deutschland und der evangelischen Kirchen. Die Diakonie Hessen ist Modellregion.

Kontakt: Julia Ullmann

Tel: 0661 / 768 04, E-Mail: ma-lu-ki@gmx.de

Weitere Infos unter:

www.wirsindnachbarn-alle.de

www.diakonie-hessen.de

WIR
EMPFEHLEN

Buchtipps

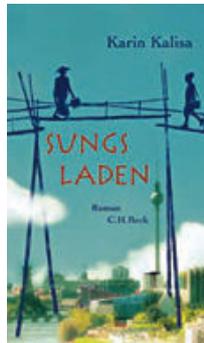
Sandra Hughes: Fallen

Der fünfzehnjährige Luca will Geld abheben für seine erste Reise ohne Eltern. Am Geldautomaten bricht er regungslos zusammen. Zehn Personen gehen an ihm vorbei, erst die elfte ruft Hilfe, da ist schon eine Stunde vergangen. Diagnose: Hirnschlag. Halbseitenlähmung. Der Roman, dem eine wahre Zeitungsmeldung zugrunde liegt, handelt von den dramatischen Folgen des Wegschauens. Doch es geht auch um einen schwierigen Ablöseprozess. Der Text ist aus der Perspektive der Mutter geschrieben. Ihre Gedanken kreisten offenbar schon vor dem Unfall einzig um Luca. Jetzt, danach, sucht sie ständig den Kontakt zu



ihrem Sohn, bringt ihm sein Lieblingsessen. Sie stößt auf schroffe Ablehnung. Und begreift nicht, dass Luca in seinem Ringen um Autonomie zwar jäh gebremst, jedoch keineswegs gestoppt wurde. Seine per SMS geäußerte Wut („Hör mit dem Heulen auf. Bist du gelähmt oder ich ???“) signalisiert Lebenswillen. Auch ihr Mann ist genervt davon, dass sie nur die Not des Sohnes sehen kann („Sag nicht immer, er kann nicht richtig schreiben, er öffte sie nach, und richtig gehen... Aber unser Kind lebt!“). Luca scheint auf dem richtigen Weg zu sein. Die Mutter dagegen muss ihren noch finden.

Dörlemann, 160 S., 20 €



Karin Kalisa: Sungs Laden

Am Anfang ist es nur eine alte vietnamesische Holzpuppe, die in der Aula einer Grundschule Kinder und Lehrer bezaubert. Noch ahnt keiner, dass binnen eines Jahres der Prenzlauer Berg auf den Kopf gestellt werden wird. Das Szene-Viertel entdeckt seinen asiatischen Anteil und belebt seine anarchisch-kreative Seele neu. Brücken aus Bambus spannen sich zwischen den Häusern, Parkraumwächter tragen Kegelhüte, auf Brachflächen grünt exotisches Gemüse, und ein Zahnarzt macht Sonntagsdienst für Patienten aus Fernost. Auch der Schulamtsleiter und ein Mitarbeiter des Senats werden von der kreativen Welle erfasst und helfen unbürokratisch, dass man sich die Augen reibt. Die Aktionen münden in ein Fest, wie der Kiez noch keines erlebt hat: großes vietnamesisches Wassermarionettentheater in einem Ententeich! Vom Gemischtwarenladen des studierten Archäologen Sung nimmt all dies seinen Ausgang. Hier treffen die Schicksale ehemaliger vietnamesischer Vertragsarbeiter mit den Lebensgeschichten früherer DDR-Bürger zusammen, von hier aus wird der Kiez nicht nur mit Obst und Gemüse, sondern auch mit dem guten Geist der Improvisation versorgt. Eine Utopie? Vielleicht. Aber eine, die anregt, mit den eigenen Nachbarn den Stadtteil zu gestalten.

C.H. Beck, 255 S., 19,95 €

Cord Aschenbrenner: Das evangelische Pfarrhaus

Jahrhundertlang war das evangelische Pfarrhaus der Mittelpunkt des sozialen Lebens. Hier trafen Menschen aller Schichten aufeinander: Gebildete, Ungebildete, Hilfs- und Trostbedürftige. Es war ein privater und öffentlicher Raum. Pfarrer betätigten sich nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Lehrer, Pädagogen, Erfinder, Naturwissenschaftler oder Musiker. Ohne eine Ehefrau, die das tatkräftig unterstützte, war das nicht zu stemmen. So beschreibt es der Autor anhand der 300-jährigen Geschichte der deutsch-baltischen Pastorenfamilie von Hoerschelmann, in der der Pastorenberuf gewissermaßen vererbt wurde. Man erfährt nicht nur viel über die typische Arbeit im Pfarrhaus, sondern auch über die sich wandelnden Lebensumstände. Dem Reformator Martin Luther, der das Bild vom evangelischen Pfarrhaus bis heute geprägt hat, ist ein eigenes Kapitel gewidmet. „Niemandem, so jedenfalls das Ideal, wurde die Tür gewiesen, und auch den Kindern blieb nicht verborgen, wen es ins Pfarrhaus zog – Arme, Fromme, Merkwürdige, Bedrängte, manchmal auch Berühmte.“ Dem Autor gelingt ein Generationen umspannendes Familienepos mit hohem Unterhaltungswert. Dabei verschränken sich Familien- und Zeitgeschichte zu einem großen Panorama des deutschen Protestantismus, der Kriege und Grauen in der Geschichte überdauert hat und bis heute aktuell ist.

Siedler, 368 S.,
24,99 €



Filmtipps

Der kleine Prinz

Wer kennt nicht die Geschichte des kleinen Prinzen, der seinen Heimatplaneten verlässt und verschiedenen Erwachsenen und Lebensstilen begegnet? Das 1943 erschienene Buch des französischen Schriftstellers und Flugpioniers Antoine de Saint-Exupéry ist ein Klassiker. In dem neuen französischen Animationsfilm des amerikanischen Regisseurs Mark Osborne (schon diese Konstellation ist bemerkenswert) wird die Geschichte als Puppentrickfilm erzählt, die eingebettet ist in eine computeranimierte Rahmenhandlung. Darin macht ein neunjähriges, von der ehrgeizigen



Mutter auf Höchstleistung getrimmtes Mädchen die Bekanntschaft mit einem verschrobenen alten Nachbarn und lernt durch diese Begegnung, dass es für ein Kind noch ganz andere Dinge im Leben gibt, außer perfekt zu funktionieren und die Erwartungshaltungen der Erwachsenen blind zu erfüllen. Bei dem Alten handelt es sich um den Piloten, der einst in der Wüste notlanden musste und der „seine“ Geschichte über die Begegnung mit dem kleinen Prinzen nun dem Mädchen erzählt. Ein wunderschön erzählter Film, der den Geist der literarischen Vorlage bewahrt und deutlich macht, dass Nachbarschaftshilfe auch zur Erweiterung des eigenen Horizonts beiträgt.

DVD (ab 21. April 2016): Warner Home Video, 107 Min., FSK ab 0



Ein Mann namens Ove

Fredrik Backman wurde schnell ein Bestseller. Kein Wunder, denn einen Mann wie Ove kennt wohl fast jeder in der eigenen Nachbarschaft. Der etwa 60-Jährige, der gerade seine Frau und seinen Job verloren hat, ist stets übel gelaunt und genervt, noch dazu kontaktscheu, penibel und selbstgerecht. Jeden Morgen macht er seine Kontrollrunde in der Reihenhaussiedlung, schreibt Falschparker auf und überprüft die Mülltonnen auf korrekte Mülltrennung. Ove hat in seinem Leben nicht immer nur Pech gehabt, aber nach dem Tod seiner Frau möchte er selbst Schluss machen. Mit seinen Selbstmordversuchen klappt es nur nicht. Beim ersten Versuch wird er durch seine neuen Nachbarn gestört, die beim Einzug seinen Briefkasten umgefahren haben: eine junge Familie mit zwei Töchtern. Der Vater ist ein etwas tollpatschiger Schwede, die hochschwangere Mutter eine resolute charmante Frau, die einst aus dem Iran geflohen war. Was Ove auch macht, er wird diese um Harmonie und Mitgefühl bemühten Nachbarn nicht mehr los und entdeckt dabei sein großes, wenn auch schwaches Herz. – Mit Rolf Lassgård als Ove, der in Deutschland als Kurt Wallander in den Henning Mankell-Verfilmungen bekannt wurde, hat Hannes Holm den mit Witz und schwarzem Humor geschriebenen Roman verfilmt. Besser als in diesem Film kann Nachbarschaftshilfe kaum funktionieren. Indem sich Ove verändert, profitiert auch die Nachbarschaft mitsamt einer streunenden Katze davon.

Im Kino ab 7. April 2016

(ab Herbst 2016 auch auf DVD)

117 Min., FSK ab 12

Willkommen bei den Sch'tis

Wie in Deutschland gibt es auch in Frankreich eine imaginäre Kulturgrenze zwischen dem Süden und dem äußersten Norden des Landes. Ihres Dialekts wegen werden die französischen Nordlichter Sch'tis genannt. Dorthin wird der Postbeamte Philippe aus Südfrankreich strafversetzt. Die neue Stelle in Bergues tritt er voller Vorurteile gegenüber den angeblich unzivilisierten Einheimischen an. Doch die Arbeitskollegen und Nachbarn in der neuen Heimat überraschen ihn mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, und so fühlt er sich wider Erwarten schnell integriert. Seiner Frau im Süden jammert Philippe allerdings weiterhin vor, was er im barbarischen Norden alles zu ertragen habe. Bis diese sich entschließt, ihm beizustehen und selbst vorbeikommen will...

Die turbulente Komödie des Komikers und Regisseurs Dany Boon mit Kad Merad in der Hauptrolle lief 2008 an und wurde zum erfolgreichsten französischen Film aller Zeiten. Sie erreicht auch in Deutschland ein Millionenpublikum. Für die deutsche Synchronfassung erfand man einen fiktiven Dialekt, um die Gefühle des Fremdseins und die sprachlichen Missverständnisse auch hierzulande anschaulich zu vermitteln.

DVD: EuroVideo Medien GmbH, 102 Min., FSK ab 0



DEMOKRATIE

„Ganz langsam
runterlassen!“
Der Ball bleibt nur
in der Mitte, wenn
alle aufeinander
hören.



Die Demokratietrainer

Wenn Flüchtlingsheime brennen, darf man nicht schweigen. Die Diakonie Mitteldeutschland schult Menschen, die der Fremdenfeindlichkeit den Boden entziehen wollen

Von Frieder Weigmann

„Jetzt vorsichtig nach rechts... Gut... Stop. Langsam absenken.“ Alfons Burhenne koordiniert eine Übung, in der die geschickte Zusammenarbeit einer Gruppe gefragt ist. Acht Personen stehen mit verbundenen Augen im Kreis, jeder hält ein Seil in der Hand. Die Enden der Seile treffen sich in der Mitte, wo sie an einem kleinen Ring befestigt sind. Auf diesem schwebenden Ring liegt ein Wurfball von der Größe eines Tennisballs. Nun gilt es, das ganze Netz so abzusinken, dass dieser Ball auf einem 30 Zentimeter hohen Holzpflock zum Liegen kommt. Jeder „Seilführer“ hat einen sehenden Partner, der hinter ihm steht und mit ihm sprechen kann. Dieser darf aber auf keinen Fall eingreifen oder den Seilführer berühren. Es geht um blindes Vertrauen, um gute Kommunikation und Koordination.

Wie ein Dirigent bewegt Alfons Burhenne seine Hände. Intuitiv gibt er

Regieanweisungen – verbal, per Handzeichen oder per Blickkontakt zu den Sehenden.

Das Experiment gelingt, der Ball thront schließlich auf dem dünnen Holzpflock. Die Gruppe ist beeindruckt von dem, was sie gemeinsam erreicht hat.

Was sich hier im Garten des Klosters Drübeck am nördlichen Harzrand zu trägt, ist Teil einer Fortbildung von „Demokratie gewinnt!“, einem Projekt der vier ostdeutschen Landesverbände der Diakonie. Es wird vom Bundesinnenministerium gefördert und richtet sich an haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter in Diakonie und Kirche. Ziel ist es, demokratisches Verhalten auch im Alltag zu stärken sowie das Engagement von Diakonie und Kirche gegen Rechts extremismus und Diskriminierung zu fördern.

In den fünf Ausbildungsmodulen von „Demokratie gewinnt!“ wird Wissen



Wollen im Alltag was tun:
Exberufssoldat Alfons Burhenne
und Schulsozialarbeiterin
Ines Blachney



vermittelt, die Selbstwahrnehmung und Beobachtung von Verhaltensweisen geschärft, um sensibel und fit zu werden für ein Engagement als Demokratietrainer. Die Teilnehmer erleben, welche Stärken in jedem Einzelnen stecken und wie diese sich in einer vernetzten Zusammenarbeit potenzieren.

Nach sechs Monaten Ausbildung zum „Multiplikator für Demokratieförderung“ haben sich einige der 30 Teilnehmer des ersten Kurses zu einem Netzwerk für Demokratieförderung in Mitteldeutschland zusammengetan. Und das in einer Zeit, in der im eigenen Lebensumfeld mit Pegida und Legida, mit den Drohungen und dem Brandanschlag auf ein Flüchtlingsheim in Tröglitz und den Protesten gegen Flüchtlinge in Suhl und Gera die eigene wie die ostdeutsche Demokratiefähigkeit insgesamt verstärkt hinterfragt wurden. Sozialarbeiter, Erzieherinnen, Pfarrer und Ruheständler

haben sich auf das Angebot der Diakonie Mitteldeutschland eingelassen, weil sie in ihrem Alltag, in ihrem direkten Umfeld etwas tun wollen. Oder weil sie sich in ihrem Alltag herausgefordert sehen durch Rassismus und Diskriminierung, durch Fremdenfeindlichkeit und Menschenverachtung. Der Austausch im Netzwerk der Demokratietrainer hilft dem einzelnen Aktiven vor Ort.

Ines Blachney sagt, das Ausbildungsangebot von „Demokratie gewinnt!“ übertraf ihre Erwartungen. Die junge Frau ist Schulsozialarbeiterin in Brettin im Norden Sachsen-Anhalts und ist oft mit Vorurteilen und verächtlichem Verhalten konfrontiert. Für das diakonische Corneliuswerk in Burg arbeitet sie in einem Projekt, das jungen Leuten einen qualifizierten Abschluss sichern soll. „Viele Jugendliche bringen Fremdenfeindlichkeit von zu Hause mit, obwohl wir hier in unserer ländlichen Region

bislang fast keinen Kontakt zu Ausländern und Flüchtlingen haben.“ Ines Blachney rechnet nicht damit, dass sich das in nächster Zeit deutlich verändert. Sie profitiert von der Ausbildung vor allem dort, wo es um die Vernetzung der verschiedenen Angebote für Jugendliche im Landkreis geht, in der Koordination von Haupt- und Ehrenamtlichen oder bei Themen wie Cybermobbing, das im Schulalltag eine große Rolle spielt.

Alfons Burhenne aus Großmehlra in Thüringen, der Dirigent der „Seilschaft“, ist durch seine Arbeit im Gemeindekirchenrat auf das Angebot aufmerksam geworden. Burhenne war Berufssoldat, Stabsfeldwebel in der Artillerie. Früher hat er junge Soldaten auf Auslandseinsätze vorbereitet. Frisch im Ruhestand, wollte sich der 57-Jährige noch nicht aufs Altenteil zurückziehen. „Ich habe durch die Seminare viel darüber gelernt, warum und wie Menschen verschieden ticken. Inzwischen gehe ich anders auf Menschen zu.“ Jetzt arbeitet er selbst mit bei „Demokratie gewinnt!“. Außerdem engagiert er sich an einem runden Tisch für Flüchtlingshilfe. Im Nachbarort Schlotheim leben derzeit 700 Flüchtlinge, eintausend sollen es bald sein. Die Gruppe der in Schlotheim Engagierten plant ein Begegnungscafé als Integrationsangebot.

30 Multiplikatoren für Demokratieförderung haben 2015 im Projekt der Diakonie Mitteldeutschland ihre Ausbildung beendet. Der dritte Ausbildungsgang läuft zurzeit.

Mag sein, dass Ostdeutschland ein besonderes Demokratiedefizit hat – doch es finden sich immer mehr Engagierte und Motivierte, die daran etwas ändern wollen. Wie vor gut 25 Jahren, zur Zeit der friedlichen Revolution, bieten Kirche und Diakonie in Ostdeutschland besondere Räume für gesellschaftliches und politisches Engagement. ■

Projektinfos und Broschüre unter: www.diakonie.de/demokratie-gewinnt-14768.html

INKLUSION



Alice Koch (Mitte) mit Freundin Rita Ickes (gestreifter Pulli) in ihrer Wohn-gemeinschaft.

Alice nimmt den Bus

Vorbei die Zeit in einem großen Heim weit draußen. Alice Koch und ein paar andere leben jetzt in einer betreuten WG im Stadtzentrum. Das ist gut – wenn auch nicht immer leicht

Von Kerstin Klamroth

Alice Koch ist wütend. Die Welt da draußen funktioniert manchmal nicht so, wie sie sollte. An diesem Morgen hat ein Busfahrer für Ärger gesorgt. „Das können Sie doch selber!“, hatte er gesagt und der jungen Frau die Hilfe verweigert, als sie ihre Freundin Rita Ickes mit dem Rollstuhl in das Fahrzeug bugsieren wollte. Alice kann viel, aber auch sie hat Beeinträchtigungen, man sieht ihr das nur nicht auf den ersten Blick an. Manchmal muss sie Unterstützung energisch einfordern. Doch trotz aller Widrigkeiten im Alltag will sie ihre Selbstständigkeit nicht missen. Und die ist bei der Wohngemeinschaft in der Wormser Straße ein hohes Gut.

16 Bewohner mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen leben hier seit April 2013 in einer Wohngemeinschaft in zwei Häusern, ähnlich wie eine Großfamilie, betreut von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Niederramstädter Dia-

konie. Jeder hat sein eigenes Zimmer, individuell eingerichtet. Eine Bewohnerin etwa liebt Gelb, deswegen strahlen in ihrem Zimmer Wände und Gardinen mit der Sonne um die Wette. Der 78-jährige Gerhard Rieber ist in seinem Leben schon weit gereist, das belegen die Fotos aus Mallorca, Lourdes und Rom, die er über sein Bett gehängt hat. Es ist sogar eines dabei, auf dem er Papst Johannes Paul II. die Hand gibt. Rita, die mit Alice in einem Studio unterm Dach wohnt, schwärmt für Lila, sogar ihre Bettwäsche ist in violetten Tönen gehalten. Kuscheltiere, ein Pferd und ein Esel, bevölkern das Zimmer von Rainer Vierheller.

Privatsphäre – in den großen Wohnheimen der Niederramstädter Diakonie, in denen die WG-Mitglieder vor ihrem Umzug nach Pfungstadt wohnten, gab es dafür wenig Platz. Die Bewohner mussten sich in der Regel ihr Zimmer mit anderen teilen, die Bäder waren für alle da. Ausflüge in die Umgebung

gestalteten sich schwierig, denn das Kerngelände der Diakonie, zehn Kilometer östlich von Darmstadt fast ein Ort für sich, war verkehrsmäßig nicht gut angebunden. In einem gewaltigen Umstrukturierungsprozess, der vor zehn Jahren begann und 2018 abgeschlossen sein soll, will die Stiftung ihre Wohnorte dezentralisieren – an über dreißig Standorten bietet sie inzwischen stationäres Wohnen an. Nicht weit ab vom Schuss, sondern mitten im Leben.

Auch von der Wormser Straße aus ist es ein Katzensprung in das Zentrum des 25.000 Einwohner zählenden Ortes Pfungstadt, dorthin, wo die Geschäfte, das Eiscafé und die Gasthäuser sind. Alice Koch etwa liebt die Schuh- und Klamottenläden dort. Vor den WG-Häusern gibt es eine Bushaltestelle, zum Bahnhof ist es ebenfalls nicht weit. „Es sind kleine, aber wichtige Schritte hin zur Selbstständigkeit“, sagt Betreuerin Maria Streb. Der Spielkreis der Lebenshilfe, der Gottesdienst am Sonntag, der Kochkurs bei der Volkshochschule – Stück für Stück vernetzt sich die Wohngemeinschaft mit den Vereinen und Institutionen im Ort. „Wir waren hier willkommen“, erinnert sich der Wohnverbundleiter der Diakonie, Frank Weiss-Fudisch. Zum Tag der offenen Tür besuchte der Bürgermeister die WG, die Kirchengemeinde lud die Bewohner zum Gemeindefest ein.

„Wir waren natürlich neugierig, was in der alten Villa eingerichtet wird“, erzählt Nachbarin Angelika Noffke. Und erstaunt war sie, als ihr beim Unkrautzupfen ein paar Murmeln vor die Füße rollten, die eine WG-Bewohnerin über den Zaun geworfen hatte. Als dann auch Kaffeelöffel, Kochlöffel, Schuhe und gar ein ganzer Fenstergriff flogen, kamen die Sozialarbeiter zu Besuch, um sich zu entschuldigen und zu erklären. Der Zaun zum Nachbargrundstück wurde erhöht und eine Plane vor das Gitter gezogen. Und Angelika Noffke, ihr Mann und ihre 93 Jahre alte Mutter kamen zum Grillfest in die WG, um sich die neuen Nachbarn anzuschauen und mit ihnen zu reden. „Heute sehen wir das mit Humor“, sagt Angelika Noffke. „Wir warten, bis sich sechs Löffel im Garten angesammelt haben, dann bringen wir sie rüber.“ Und dann fügt sie noch hinzu: „Ich finde es toll, dass es diese Wohnform für behinderte Menschen gibt.“

Nicht jeder reagierte so positiv. „Anfangs wurde schon mal das eine oder andere Ei gegen die Hauswand geworfen“, erinnert sich Weiss-Fudisch, „aber das war schnell vorbei.“ Ebenso wie Maria Streb setzt er auf Information und das persönliche Kennenlernen. „Wenn einer laut ruft“, so Weiss-Fudisch, „muss er womöglich nur zur Toilette.“ Auch für die Betreuer stellt die neue Wohnform in zwei Häusern und auf mehreren Ebenen eine Herausforderung dar. „Man hat nicht immer alles im Blick“, sagt Streb, „und muss darauf vertrauen, dass nichts passiert, wenn die Bewohner sich zurückziehen.“ In der Wohngemeinschaft wird ganz wie in einer großen Familie am Wochenende gekocht und Wäsche gewaschen, die Bewohner helfen mit. Schwieriger geworden ist die ärztliche Betreuung: War früher ein Mediziner für die Station zuständig, so müssen die



Im Aufzug helfen Fotos den Bewohnern, die nicht lesen können, ihre Etage zu finden (oben). Der Bäcker ist nicht weit. Gerhard Rieber kauft mit Betreuer Stefan Gaßner ein (unten).

Bewohner nun in die Praxen kommen. Dabei muss ein Arztbesuch ebenso wie ein Ausflug ins Schwimmbad oder der Einkauf beim Bäcker gut geplant werden: Oft muss ein Betreuer mitgehen oder den Rollstuhl schieben. Anziehen, ausziehen – alles braucht viel Zeit.

So wie der gesamte Prozess der Teilhabe. Die Schwellen auf den Bürgersteigen seien abgebaut, sagt Weiss-Fudisch, die in den Köpfen der Menschen noch nicht. „Es dauert noch, bis wirkliche Teilhabe für Menschen mit Behinderungen erreicht ist, bis zum Beispiel Busfahrpläne oder Speisekarten in den Restaurants auch in leichter Sprache abgefasst sind. Solange es Sonderwelten für Menschen mit Behinderung gibt, haben wir das Ziel noch nicht erreicht.“

Alice Koch jedenfalls will nicht aufgeben. Am Wochenende wird sie mit dem Bus zum Klavierunterricht fahren. ■

PFLEGE

Markthalle und Demenz-WG

Das klassische Pflegeheim ist von gestern. Karin Stiebler von der Evangelischen Heimstiftung in Baden Württemberg erklärt, wie man heute plant und baut

Fragen: Markus Heffner



Karin Stiebler, 52, ist bei der Evangelischen Heimstiftung Regionaldirektorin in der Region Rems-Neckar-Alb. Sie ist zuständig für neun Pflegeeinrichtungen sowie für die beiden Neubauprojekte Palmscher Garten und Pflegestift in Hochdorf.

Zu Hause ist es doch am schönsten für alte Menschen, oder?

Sicher wünschen sich die meisten Menschen auch im Alter ein selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden. Dafür sollte man rechtzeitig Vorsorgetreffen und die Wohnung so barrierefrei wie möglich einrichten. Außerdem kann man heutzutage eine ganze Reihe an technischen Assistenzsystemen nutzen, die zum Beispiel erkennen, ob der Herd ausgeschaltet oder der Wasserhahn abgedreht ist. Trotzdem ist es nicht für alle möglich, zu Hause zu bleiben. Wir entwickeln deshalb Wohn- und Betreuungsformen, in denen sich die Menschen wie zu Hause fühlen.

Wie unterscheiden sich diese Angebote von herkömmlichen Modellen?

Ganz neu ist unser Konzept „Wohnen-PLUS“, das wir in diesem Jahr in Hochdorf realisieren. In einem Gebäudekom-

plex werden pflegebedürftige Menschen in eigenen Wohnungen leben und individuell zusammenstellen, welche Leistungen sie in Anspruch nehmen: von der Tagespflege über ambulante Dienstleistungen bis zu allen möglichen hauswirtschaftlichen Angeboten. Wer nicht mehr selber kochen kann oder will, kann im Begegnungsraum essen. Man kann sich beim Anziehen, Zähneputzen und Waschen helfen lassen oder es selber machen.

Auch die Angehörigen können sich einbringen und etwa beim Putzen, Kochen oder Sonstigem helfen. Durch dieses Baukastensystem wollen wir eine hohe Versorgungssicherheit bei größtmöglicher Selbstbestimmung erreichen.

Vermutlich bei nicht geringen Kosten?

Das kann man so pauschal nicht sagen, gerade wegen des individuellen Ansatzes. Anders als in einem Pflegeheim

gibt es bei diesem Angebot keinen fixen Pauschalbetrag.

Ist solch ein Modell schon irgendwo anders umgesetzt worden?

Wir werden in diesem Wohnstift in Hochdorf eine Vielzahl von einzelnen Ideen realisieren, die teilweise schon an anderer Stelle realisiert wurden. Mit dieser Kombination und Vielfalt betreten wir aber Neuland. Aber wer sich nicht auf den Weg macht, kommt nie an.

Was sind das noch für Ideen?

Da gibt es einiges. Zur Unterstützung unserer Dienstleistungen wird in dem Haus jede Menge Technik zum Einsatz kommen, ein Sensorensystem beispielsweise, das Alarm schlägt, wenn sich ein Bewohner in einem vorgegebenen Zeitraum nicht bewegt. Natürlich muss er damit einverstanden sein. Im oberen Stockwerk wird es eine ambulant be-



Hier werden sich Alt und Jung treffen. Der Rohbau für das Quartiershaus Palmscher Garten in Deizisau/Baden-Württemberg.

treute Wohngemeinschaft mit zwölf Zimmern und einer Rund-um-die-Uhr-Präsenz durch Alltagsbegleiter geben.

Die Zielgruppe in diesem Fall sind Menschen mit Demenz. Im Erdgeschoss haben wir einen großen Veranstaltungsbereich eingeplant, der von der Breitwiesenschule gegenüber auch als Mensa genutzt wird. Und die Gemeinde Hochdorf baut im vorderen Teil des Komplexes noch eine kleine Markthalle. Unsere Bewohner wohnen also mitten im lebendigen Geschehen. Ich bin sicher, dass dies ein Vorzeigeprojekt für die Zukunft werden wird.

Ein anderes Vorzeigeprojekt, an dem gerade gebaut wird, ist der Palmsche Garten in Deizisau. Was wird das sein?

Der Palmsche Garten ist als Pflegeheim konzipiert, in dem es 50 Einzelzimmer in größeren Hausgemeinschaften und sechs barrierefreie Wohnungen mit Komplettausstattung gibt. Zu den Besonderheiten gehört vor allem ein Hospizzimmer, das im Notfall zur Verfügung steht, wenn etwa schwer kranke oder sterbende Menschen ihre letzten Tage nicht mehr zu Hause verbringen können. Auch dieses Haus bauen wir bewusst ganz zentral in der Ortsmitte,

nebenan ist ein Kindergarten, gegenüber das Rathaus. Lebendiger geht es nicht.

Was muss noch besser werden in der Zukunft, auch mit Blick auf die demografische Entwicklung?

Die Landesregierung hat mit dem neuen Wohn-, Teilhabe- und Pflegegesetz, das seit Mai 2014 gilt, einen wichtigen Schritt in die richtige Richtung gemacht, weil es eine Vielfalt von unterstützenden Wohnformen ermöglicht. Dadurch sind Angebote wie „WohnenPLUS“ erst realisierbar geworden, weitere innovative Konzepte werden folgen.

Damit ist es aber nicht getan. Wir müssen ein Klima in Baden-Württemberg schaffen, das den Bau und den Betrieb von bedarfsgerechten und am Gemeinwesen orientierten Pflegeeinrichtungen attraktiv macht. Dazu muss sich die Gesellschaft stärker mit dem Thema Pflege auseinandersetzen. Und wir brauchen eine Pflegeversicherung, die so ausgestattet ist, dass sie für jeden Bewohner den Aufwand vollständig übernehmen kann. Erst dann haben wir eine gerechte Leistungsverteilung. ■

Weitere Fotos zu diesem Beitrag finden Sie unter: www.diakonie.de/nachbarn

Hintergrundinfos

In der Ortsmitte von Deizisau/Baden-Württemberg wird derzeit das Quartiershaus Palmscher Garten gebaut – mit sechs barrierefreien Zweizimmerwohnungen und 50 Einzelzimmern in vier Hausgemeinschaften. In das Gebäude sollen auch ein Kindergarten und ein Café einziehen. Zudem ist ein Hospiz-Palliativzimmer vorgesehen. Die ersten Bewohner sollen 2016 einziehen können.

In Hochdorf hat sich der Gemeinderat für das Betreuungskonzept „WohnenPLUS“ und gegen ein klassisches stationäres Pflegeheim entschieden, das auch zur Wahl stand. In dem Gebäudekomplex wird es 42 barrierefreie betreute Zweizimmerwohnungen geben, eine Zwölfpersonengemeinschaft, eine Tagespflege für 15 Menschen sowie einen ambulanten Dienst. Der Bezug ist für Sommer 2018 vorgesehen.

Träger ist in beiden Fällen die Evangelische Heimstiftung, das größte soziale Dienstleistungsunternehmen in der Altenpflege in Baden-Württemberg. Hier arbeiten 7200 Beschäftigte in 84 Einrichtungen, 1300 Betreuten Wohnungen und 17 Mobilien Diensten. Sie versorgen fast 10.300 Menschen. ■

www.ev-heimstiftung.de

LAND I

Ich würd ja so gerne noch bleiben...

Ja, die Dorfgemeinschaften brechen auseinander, der Weg zur Schule ist weit, und Arbeit gibts auch kaum. Und doch: Viele träumen vom Leben auf dem Land. Und es ist noch viel zu retten

Von Volker Amrhein



Der ländliche Raum wird sehr unterschiedlich wahrgenommen, so ist in jüngster Zeit in den Medien und in der öffentlichen Diskussion zu beobachten. Während Zeitschriften wie „Landlust“ oder „Liebes Land“ den ländlichen Lebensstil vor allem als Idylle zeigen, diskutiert man woanders eher über verlassenere Dörfer oder fehlende Einkaufsläden. Dieser Zwiespalt war auch auf der Internationalen Grünen Woche 2016 in Berlin zu spüren. Sie zeigte zum einen die Leistungsfähigkeit und Vitalität landwirtschaftlicher Produktion, zum anderen versammelte sich dort im „Zukunftsforum ländliche Entwicklung“ eine Szene nachdenklicher, kreativer und ambitionierter Akteure, die sich mit den Chancen

und Risiken der Entwicklungen auf dem Land befassten: der Demografie, der Veränderung traditioneller Familienbilder und damit verbunden dem Ehrenamt, dem Fachkräftemangel und Umbau der Energieversorgung, verstärktem Standortwettbewerb, Flüchtlingsbewegungen und Globalisierung – um nur einige zu nennen. Change Management, ein Begriff, der bislang in der Ökonomie und Organisationsberatung beheimatet schien, taucht nicht zufällig plötzlich als strategisches Instrument der Regionalentwicklung auf.

Wie stellt man sich der Abwanderung, den ökonomischen und infrastrukturellen Herausforderungen auf dem Land und der Frage, wie die Grund-

versorgung in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Kultur dort weiter gesichert werden kann? Besonders betroffen sind auch die Kirchengemeinden. Ihre Mitgliederzahlen schrumpfen auf dem Land bis zu dreimal rascher als im allgemeinen Trend. Die kommunale Pflegestrukturplanung wird auch auf dem Land neu aufgestellt werden müssen. Gegenwärtig übernehmen die Angehörigen noch den größten Anteil an Pflege und Betreuung pflegebedürftiger Menschen. Aber die Familienstrukturen wandeln sich, und es wird künftig mehr professionelle Pflegearrangements brauchen.

Diese Veränderungen erzeugen Handlungsdruck. Es ist durchaus ermutigend, welche Mittel die Politik, die Länder und Kommunen und nicht zuletzt die Menschen vor Ort dafür bereitstellen und aufwenden. Zu nennen sind hier besonders das EU-Förderprogramm LEADER für ländliche Gebiete sowie die Landesprogramme der Regionalentwicklung oder auch Stiftungsmittel, die speziell der Quartiersentwicklung in Dörfern und kleineren Gemeinden gewidmet sind. Woran es jedoch mitunter mangelt, ist eine verbindende Perspektive. Denn die sozialräumliche Entwicklung der Bundesrepublik verläuft asymmetrisch. Prosperierende und von mittelständischen Unternehmen geprägte Kommunen wachsen weiter, während entlegene Dörfer unter wegbrechenden Steuereinnahmen und hohen Sozialausgaben ächzen und immer mehr abgehängt werden. Mitunter liegen beide sogar örtlich nahe beieinander.

Förderprogramme allein schaffen noch keine Kohäsion, das heißt, sie garantieren nicht den sozialen und territorialen Zusammenhalt. Hier dürfte das Soziale-Orte-Konzept ein wichtiger Impuls für die weitere Debatte sein. Dieses lässt sich von der Überzeugung leiten, dass sich die grundgesetzlich verbürgte Gleichwertigkeit der bundesdeutschen Lebensverhältnisse nicht durch die wiederholte – und häufig folgenlose – Förderung abgehängter Regionen einstellen wird. Entscheidend sei stattdessen, dass sowohl Gewinner- als auch Verliererregionen selbst realisierten, dass es hohe (wirtschaftliche, soziale und politische) Kosten verursacht, wenn man periphere Regionen aufgibt. So würden die Regionen aus Eigeninteresse neue, gemeinsame Lösungen finden. Das Soziale-Orte-Konzept setzt auf eine Stärkung der „örtlichen Gemeinschaft“. Und geht davon aus, dass die drei Sektoren Gemeinde, Wirtschaft und Zivilgesellschaft entscheidend sind für die Entwicklung einer Region. Dieser trisektora-

le Ansatz hat eine große Nähe zum aktuellen Jahresthema der Diakonie Deutschland „Wir sind Nachbarn. Alle“.

Gemeinwesendiakonie und sozialräumliche Quartiersentwicklung eröffnen ein neues Verständnis für Teilhabe und Vernetzung vor Ort. Und die Idee einer „Kirche mit Anderen“, die sich auch kirchenfernen Menschen öffnet, weitet den Horizont für das Gemeinwesen. Dabei muss man nicht jedesmal das Rad neu erfinden. Die Erfolgsgeschichten, die sich an solchen Orten und Zentren gelingenden gemeinschaftlichen Lebens finden, zeigen oft, dass durch das bisherige Engagement manche Wege schon gebahnt sind und dass es bereits Strukturen gibt, auf die man zurückgreifen kann. Für den ländlichen Raum gilt: Die Traditionslinien der Gemeinwesenarbeit, auf die Diakonie und Kirche bereits gründen, dürften auch hier belebend wirken. ■

Weiterlesen

Martin Alex / Thomas Schlegel (Hg.):

Mittendrin! Kirche in peripheren ländlichen Räumen
Neukirchener Verlagsgesellschaft, 2014

Zukunftsforum Ländliche Entwicklung
www.zukunftsforum-laendliche-entwicklung.de

Deutscher Städtetag: Für eine echte Stärkung
der Kommunen in der Pflege. Positionspapier
www.staedtetag.de (unter: Publikationen/Materialien)

Jens Kersten, Claudia Neu, Bertold Vogel
Der Wert gleicher Lebensverhältnisse
(Soziale-Orte-Konzept)
Zu finden unter: www.sofi-goettingen.de

Mögliche Adressaten für Fördermittel:

Europäische Kommission: Von der örtlichen Bevölkerung
betriebene Maßnahmen zur lokalen Entwicklung
tinyurl.com/lokale-entwicklung

Deutsche Fernsehlotterie
www.fernsehlotterie.de/Informieren/
Deutsches-Hilfswerk/Anträge und Richtlinien

Regionale 2016
www.regionale2016.de

LAND II

Und dann kam Emma

Das Leben? Im sächsischen Örtchen Zabeltitz spielte es schon lange nicht mehr. Aber jetzt gibt es ein Zentrum mit Läden, Diakonie und Sparkasse – und die Hoffnung, dass es wieder besser wird

Von Thomas Ritter



Dienstagmorgen in Zabeltitz. Die Friseurin öffnet ihren Salon, während die ersten Kunden bereits in den Parkplatz hinter dem Gebäude einbiegen. Vor dem Geldautomaten nebenan stehen auch schon ein paar Leute. Der Ort ist klein, man kennt sich untereinander und kommt ins Gespräch. Über das Sanitätshaus, das hier seit kurzem seine Produkte ausliefert und die Kunden auch professionell berät. Über den Paketdienst und den Lebensmittelladen. Und darüber, dass mit dem neuen Dienstleistungszentrum endlich wieder Leben in Zabeltitz eingezo- gen ist. Der Name „Große Emma“ sei zwar ungewöhnlich, aber eigentlich passe er genau. Denn das Zentrum ist eine moderne große Version des guten

alten Tante-Emma-Ladens, weil man hier praktisch alles findet, was man braucht. Zwar nicht zu jeder Tages- und Nachtzeit, aber zuverlässig und mit persönlichem Kontakt. Auch die Diakonie bietet hier einmal pro Woche ihre Beratungsdienste an.

Zabeltitz, 50 Kilometer nördlich von Dresden gelegen, ist ein kleiner Ort mit 1000 Einwohnern. Seit der Eingemeindung in die Kreisstadt vor ein paar Jahren ist er ein Ortsteil von Großenhain, dessen Zentrum aber fast zehn Kilometer entfernt ist. In Zabeltitz sieht es aus wie vielerorts in der sächsischen Provinz. Es wurde viel saniert. Die Häuser haben neue Fassaden, die Ortsdurchfahrt ist gut ausgebaut. Und doch ist nach der Wende langsam

das Leben entwichen. Junge Leute gingen weg. Im Ort gibt es kaum Arbeitsplätze, die Beschäftigten pendeln in die umliegenden Städte wie Riesa oder Großenhain. Tagsüber sieht man fast nur ältere Menschen. Das Gebäude, in dem die Große Emma 2014 eröffnet wurde, stand 14 Jahre leer. Früher gab es dort verschiedene Nutzungen. Die Eigentümerin, eine Agrargenossenschaft, hat nach der Wende das Gebäude erworben und saniert.

Die Idee, Zabeltitz durch eine Ladenzeile wieder zu beleben, kam von der Sparkasse Meißen. Wie viele Dienstleister stand sie vor dem Problem: Wie können wir in kleinen Orten präsent bleiben, ohne ein Verlustgeschäft zu machen? Gemeinsam mit dem Ostdeutschen Sparkassenverband entwickelte sie das Konzept der Großen Emma, das künftig auch in anderen Orten ausprobiert werden soll. Kern der Idee: Mehrere Dienstleister nutzen dieselben Räume – in der Großen Emma sind es bisher drei – jedoch zu unterschiedlichen Zeiten. Damit bleiben die Kosten für die einzelnen niedrig. Die Sparkasse etwa ist am Montagnachmittag und Mittwochvormittag vor Ort. Am Dienstagvormittag wiederum nutzt die Diakonie den Raum für ihre Sprechstunde. So wie heute öffnet dann die Mitarbeiterin die Tür um neun Uhr und schaut erst einmal in die Runde. Viele der Wartenden kennt sie schon. Frau Müller hat wieder Probleme mit ihrer Hüfte, Herr Schmidt möchte einen Termin ausmachen. Viele andere Dorfbewohner ebenfalls, die Zeit verfliegt. Mittags fängt es leicht an zu regnen. Der Paketbote von DPD kommt die Treppe heraufgesprungen, bringt mehrere Päckchen und nimmt andere mit. Er hat nicht viel Zeit. Ein kurzes Wort, dann fährt er davon. „Der hat jede Woche mehr zu tun. Es kommen immer mehr Pakete an“, sagt eine Kundin.

Am späten Nachmittag hält der Bus aus der Stadt, eine Gruppe Schüler steigt aus und verschwindet im gegenüberliegenden Nah & Gut-Markt. Mit Chips und Süßigkeiten in der Hand geht's dann nach Hause, für die meisten. Vier bleiben vor der Großen Emma stehen, sie haben dort gleich Mathe-Nachhilfe. Normalerweise ist um 19 Uhr Schluss im Dienstleistungszentrum. Heute nicht. Die Diakonie Riesa-Großenhain hat mit ihren Ehrenamtlichen eine Veranstaltung für Senioren organisiert. Und es könnte zukünftig noch mehr Abendveranstaltungen geben: Die Volkshochschule möchte in der Großen Emma Kurse und Veranstaltungen anbieten. Es ist unübersehbar: Das Leben ist zurückgekehrt nach Zabeltitz. ■



Die Mitarbeiterin eines Paketdienstleisters liefert Pakete aus und berät Kundinnen in der Großen Emma.



Die Große Emma macht's vor: So bleibt man auf dem Land präsent

In vielen Dörfern sind die Läden und die Gaststätten verschwunden, in denen sich die Menschen früher trafen. Das Landleben ist anders geworden. Damit steht auch die Versorgung von Menschen im ländlichen Raum vor strukturellen Veränderungen. Es verändert sich nicht nur eine Versorgung mit Lebensmitteln, genauso verändern sich Dienstleistungen, Mobilität, Finanzwesen, Gesundheitsangebote oder auch die sozialen Angebote in den Orten. Neue Konzepte sind gefragt.

Versorgungsformate der Zukunft lassen sich besser kooperativ und in regionalen Versorgungsnetzen organisieren. Ein Beispiel dafür ist die Große Emma. Dieses Konzept wurde gemeinsam mit den Akteuren vor Ort entwickelt, es wird gemeinsam genutzt und kontinuierlich verbessert. Die beteiligten Dienstleister teilen sich die Räumlichkeiten, stimmen ihre Öffnungszeiten aufeinander ab und senken damit die Betriebskosten vor Ort. So sind Präsenz und Angebote in der Fläche möglich. Die Diakonie kann in einem regionalen Versorgungsnetz ihre Angebote vor Ort erhalten und mehr Kunden erreichen. ■

www.grosse-emma.de

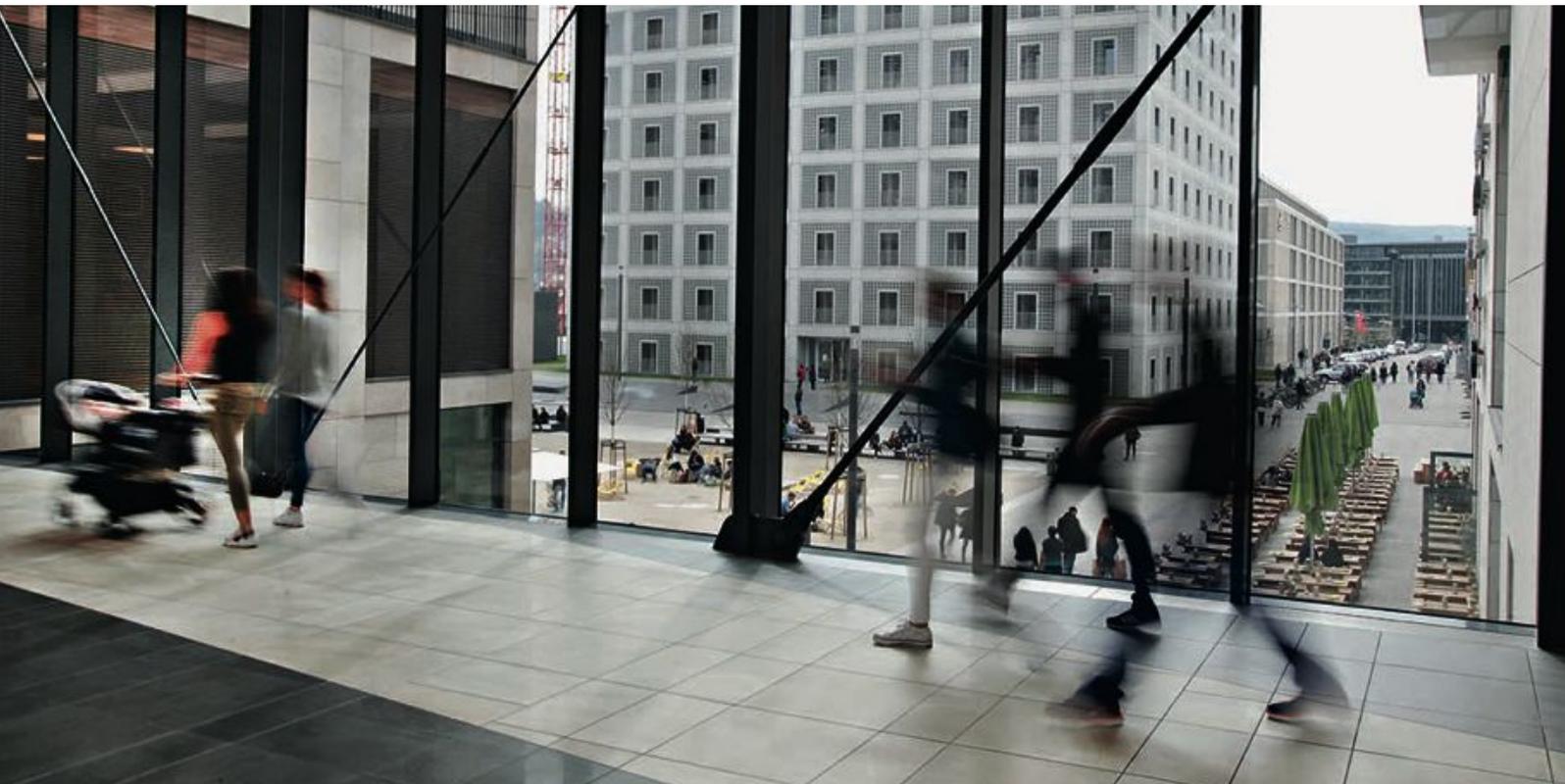
www.diakonie-rg.de

STADT

Wem gehört die City?

In einer Stadt wie Stuttgart ist die Konkurrenz groß. Wenig Raum für viele Menschen, die extrem unterschiedlich sind. Gut, dass die Diakonie nach allen schaut – auch nach denen, deren Stimme sonst untergeht

Von Heinz Gerstlauer



Mit der Stadt hat sich seit jeher die Hoffnung auf ein besseres Leben verbunden. „Stadtluft macht frei“ hieß es im Mittelalter. Das hat sich bis heute nicht geändert. Was sich verändert hat, sind die urbanen Räume selbst. Sie sind bunter, vielfältiger, vielsprachiger, pluraler an Überzeugungen und Lebensformen geworden. Was bedeutet das für die Großstadtdiakonie?

Sie muss sich großen sozialen Herausforderungen stellen. Arbeitsplätze, bezahlbarer Wohnraum und andere Ressourcen sind knapp. Die Verteilungskämpfe haben sich sogar noch verschärft, auch durch die Flüchtlingskrise. Zu spüren bekommen es zuerst die „A-Gruppen“: die Alleinlebenden,

die Alkoholiker, die Abhängigen, die Arbeitslosen, die Armen, die Alleinerziehenden, die Ausländer oder Menschen mit Migrationshintergrund. Sie wohnen schon heute größtenteils in wenig beliebten Wohnungen, am Stadtrand oder entlang der lauten Bundesstraßen. Der Reichtum hingegen hat seine angestammten Plätze. Oder er macht sich Platz, in den angesagten Innenstadtvierteln. Vielerorts gilt: Sag mir, wo du wohnst, und ich sag dir, ob du zu den Gewinnern oder Verlierern gehörst. Lassen wir der Gentrifizierung freien Lauf, wird die Großstadt von morgen geteilt sein.

Schon jetzt stellt sich die Frage: Wem gehört die Innenstadt? Jeder beansprucht seinen Platz, dort,

Jugendliche
hängen gerne ab
im Stuttgarter
Milaneo...



wo die Geschäfte gemacht werden und sich Menschen in großer Zahl begegnen. Seit einiger Zeit etwa haben Kinder und Jugendliche die großen noblen Einkaufszentren für sich entdeckt – zum Beispiel das Stuttgarter Milaneo. Die Händler dort sind nicht gerade begeistert. Denn die Kids kommen nicht, um Geld auszugeben, sondern um sich mit Freunden zu treffen, zu chillen, Leute zu gucken oder auch, um mal zwischen Schnäppchentisch und Umkleidekabine Verstecken zu spielen. Gleich gegenüber lockt zudem die moderne Stadtbibliothek mit Aussichtsplattform, Gruppenräumen und kostenlosem WLAN – der perfekte urbane Abenteuer-spielplatz! Mit negativen Begleiterscheinungen: Lärm, Müll, Pöbeleien – und genervte „Normalnutzer“. Die Mobile Jugendarbeit Stuttgart, getragen von der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart (eva) und der Caritas, entwickelt gerade ein Streetwork-Projekt für das Quartier rund um Einkaufszentrum und Bibliothek, um mehr über die Jugendgruppen und ihre Motive herauszufinden.



... und fühlen
sich genauso frei
draußen in der
Einkaufsstraße

Hier zu viel Lärm – da zu viel Ruhe: Viele Großstädter sind einsam. Zehntausende rufen jedes Jahr bei der Telefonseelsorge an. Jeder achte Anrufer erzählt, dass er niemanden habe, mit dem er reden könne. Viele hören tagelang ihre eigene Stimme nicht. „Bowling alone“ hat der amerikanische Soziologe Putnam das Lebensgefühl des Großstädtlers beschrieben: Jeder schiebt seine einsame Kugel. Vor allem für ältere Menschen ist das ein bedrückendes Problem. Darum organisiert die eva ehrenamtliche Besuchsdienste oder ruft Menschen zu Hause an: „Sind Sie auf? Was tun Sie gerade? Wie geht's Ihnen?“ Doch was, wenn das Gegenüber wenig Deutsch spricht? In der Großstadt leben immer mehr ältere und einsame Menschen mit Migrationshintergrund, die sich mit der deutschen Sprache schwertun. Dieser Entwicklung trägt zum Beispiel der Besuchsdienst ProMi der eva Rechnung: Hier engagieren sich

freiwillige Helfer, die selbst einen Migrationshintergrund haben und mit denen die älteren Menschen in ihrer Muttersprache reden können.

Angesichts der Vielfalt, die das moderne Großstadtleben prägt, stellt sich die Frage: Wie werden wir uns künftig darüber verständigen können, wie wir zusammen leben wollen? Nicht alle Interessen sind im öffentlichen Diskurs gleich laut zu hören. Nur wer gut vernetzt ist und die Mechanismen der Stadtgesellschaft versteht, kann sich politisch Gehör verschaffen und finanzielle Ressourcen für seine Bedarfe sichern. Teilhabechancen für benachteiligte Menschen ergeben sich da nicht von selbst, sie müssen organisiert werden. Diakonie und Soziale Arbeit werden mehr denn je als Fürsprecher und Moderatoren gefragt sein und eine kluge Einmischungspolitik betreiben müssen.

Dabei werden auch die Quartiere eine wichtige Rolle spielen: Um sozial gerechtere und inklusive



Wir sind alle Nachbarn?
Straßenszene
in der Stuttgarter
Innenstadt

Lebensbedingungen zu schaffen, müssen wir das Potenzial des Quartiers als Lebensraum erkennen und stärken. In vielen deutschen Großstädten gibt es sogenannte Problembezirke: Dort ist die Nahversorgung schlecht, die Bevölkerung überaltert und kaum miteinander vernetzt, die Einkommen sind niedrig, die Arbeitslosenquote hoch. Um die Lebensqualität der Menschen zu verbessern, muss die Soziale Arbeit hier mit allen relevanten Akteuren im Quartier an einem Strang ziehen: Die Kirchengemeinde und die Moschee, die Schule, der Sportverein, der Kiosk vor Ort – sie alle können Andockpunkte für Austausch, Begegnung und Hilfsangebote sein. Der Sozialarbeiter wird im Quartier zum Beziehungsmanager, der Milieugrenzen durchbricht, bürgerschaftliches Engagement koordiniert und Menschen zusammenbringt. Unter dem Stichwort „Sozialraumorientierung“ werden solche Konzepte in der Sozialen Arbeit seit vielen Jahren diskutiert. Um sie sinnvoll umzusetzen, brauchen wir aber künftig eine flexiblere Finanzierung, die das starre Zuständigkeitsdenken kommunaler Behörden und die Orientierung am Einzelfall der Sozialgesetzgebung überwindet.

Ziel muss es sein, dass sich jeder in einem lebendigen, inklusiven Quartier einbringen kann – gemäß seinen Neigungen und Fähigkeiten. Und dieses „Jeder“ wird bunter, auch konfessionell: In Stuttgart etwa ist nur noch ein knappes Drittel evangelisch, von allen Kindern unter drei Jahren sind nicht einmal mehr 13 Prozent evangelisch getauft. Etwa ein Viertel der Bevölkerung gehört der katholischen Kirche an, der Rest verteilt sich auf die große Gruppe der Muslime, die durch die Flüchtlinge weiter wächst, und viele, viele andere. Menschen aus 180 Nationen leben in Stuttgart. Entsprechend viele Sprachen werden gesprochen, die Lebensstile vielfältig sich. Diese Vielfalt als Bereicherung anzunehmen, ohne die eigene Identität preiszugeben – das ist das Gravitationsfeld, in dem sich die Großstadtdiakonie heute bewegt. ■

Evangelische Gesellschaft (eva)

Menschen in Notlagen zu helfen ist seit 1830 Aufgabe der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart e. V. (eva). In etwa 150 Diensten, Beratungsstellen, Wohngruppen und Heimen kümmern sich heute etwa 1200 hauptamtliche Mitarbeitende um Menschen in Not. Dabei werden sie von weit mehr als 900 ehrenamtlich tätigen Frauen und Männern sowie Freiwilligendienstleistenden unterstützt. Ins Haus der Diakonie in Stuttgarts Mitte kommen unter anderem arme Menschen, Wohnungslose, Schwangere, Suchtkranke und andere Hilfesuchende. Andere werden aufgesucht, zu Hause, auf der Straße oder im Gefängnis. Mit Wohngruppen, Heimen und Beratungsstellen ist die eva in Stuttgart und an zahlreichen anderen Standorten in der Region präsent. ■

www.eva-stuttgart.de

MOBILE
JUGEND-
ARBEIT

Die drei vom Jugendclub

Sozialer Brennpunkt – das war mal. Auf dem Stuttgarter Hallschlag kümmern sich eine Menge Leute darum, dass man miteinander klarkommt. Ganz vorn dabei: Roman, Tolga und Seyyid, die hier aufgewachsen sind

Von Christoph Link



Die wissen, was läuft:
Roman Vogelsang, Tolga Sabanci,
Seyyid Uslo (links) sind für
Sozialpädagoge Hans-Peter Ritter
(oben) eine wichtige Stütze.

Mit Dreitagebart, Wollmütze und lockerem Schal entspricht Hans-Peter Ritter dem typischen Bild eines Sozialpädagogen. Seit 26 Jahren arbeitet der 54-Jährige auf dem Hallschlag, dem Stadtteil im Stuttgarter Norden, an dem seit Jahrzehnten das Stigma des sozialen Brennpunkts klebt. „Völlig zu Unrecht, das entwickelt sich langsam zum Vorzeigestadtteil. Wir wachsen hier in eine andere gesellschaftliche Situation hinein“, sagt Hans-Peter Ritter. Einmal seien Kollegen aus London da gewesen, die den Stadtteil mit den 13.500 Einwohnern besuchten. Sie hätten aus dem Fenster

seines Büros geblickt auf all das Grün und die renovierten Wohnblöcke – und gefragt, wo denn hier der soziale Brennpunkt sei.

Die Fakten sind: Im eigentlichen Siedlungskern des Hallschlags leben rund 6000 Menschen fast ausschließlich in Sozialwohnungen, der Migrantenanteil erreicht hier 80 Prozent, auf den Straßen stehen Kleinwagen oder ältere Familienkutschen. Der „kleine Geldbeutel“ sei hier zu Hause, sagt Ritter. Aber Brennpunkt? Bandenkriege? Höhere Kriminalität? Fehlanzeige. „In den 90er Jahren habe ich einmal monatlich einen Ge-



Roman Vogelsang
in der Nähwerkstatt.
Alte Plastiktaschen
werden hier zum Verkauf
flott gemacht.



fängnisbesuch gemacht, heute höchstens einmal im Jahr“, sagt Ritter, der die Mobile Jugendarbeit auf dem Hallschlag leitet. Und wenn, dann gehe es meist um Dinge wie das Betäubungsmittelgesetz, mit dem junge Leute aus allen Schichten mitunter Ärger haben. Die gute Konjunktur – die Arbeitslosenquote in Stuttgart beträgt zurzeit nur 4,5 Prozent – schlägt auch im Hallschlag durch. Mobile Jugendarbeit funktioniert anders als ein Jugendhaus, das es übrigens auch im Hallschlag gibt: samt Fitnessraum, Aufnahmestudio, Billardtisch und Kegelbahn. Die „Mobilen“ aber sind darauf gepolt, Jugendliche mit Problemen oder sich anbahnendem Ärger aufzusuchen und nachzugehen. „Sitzen Jugendliche auf einem Spielplatz und schmeißen aus Langeweile die Laternen ein, gehe ich hin, stelle mich vor und sage: Ich möchte mal mit Euch sprechen“, erklärt Hans-Peter Ritter sein Arbeitsprinzip. Zuerst stoße das oft auf Ablehnung, da werde er manchmal „böse angeguckt“. Es be-

nötige viel Zeit, Vertrauen aufzubauen. Mittlerweile sind die Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit so bekannt, dass Jugendliche sie bei Kummer in der Schule oder mit der Familie selbst ansprechen. Die seien ja „fast wie Kumpel“, sagt einer. Der Zulauf erfolgt mittlerweile über Mund-zu-Mund-Propaganda, und die Mobile Jugendarbeit erreicht rund zehn Prozent der etwa 1500 Zwölf- bis 27-jährigen jungen Leute, die auf dem Hallschlag wohnen.

Das liegt auch an drei jungen Männern: Seyyid Uslu, Tolga Sabanci, beide 16, und Roman Vogelsang, 21, verbringen nicht nur ihre Freizeit gerne in den Clubräumen der Mobilen Jugendarbeit, sie sind auch so genannte Laienberater. Sie unterstützen Hans-Peter Ritter dabei, die Jugendlichen im Stadtteil zu erreichen und Probleme zu lösen. Als Gleichaltrige finden sie oft einen besseren Draht zu diesen als die Erwachsenen. Roman Vogelsang erklärt an einem Beispiel, wie sie aktiv werden: Einmal habe es im Patates-

Club – einer Gruppe von 13- bis 14-Jährigen – einen heftigen Streit zwischen zwei Jungen gegeben. Die Sache sei so verfahren gewesen, dass selbst „der Andi und der Hansi“ (die beiden Sozialpädagogen) nichts bewegen konnten. „Wir haben die Kleinen dann in einen Raum genommen, mit ihnen geredet und die Sache aus der Welt geschafft“, sagt Roman Vogelsang.

Er selbst begann als 13-Jähriger in die Hallschlager Jugendclubs zu gehen. „Ich fand hier einfach eine nette Gesellschaft.“ Bogenschießen, Freizeiten, Kinogänge, Chillen, Kicken – es war immer was los. Irgendwann habe Hans-Peter Ritter dann bei ihm und anderen Jugendlichen Stärken und Talente „entdeckt und gefördert“, die sie zu guten Laienberatern machen. Tolga Sabanci erzählt, welche das bei ihm waren: „Dass ich gut reden kann, dass ich organisieren und auf Leute zugehen kann.“ Das war ihm selber gar nicht so klar gewesen. Ein Wochenendseminar in einer Schwarzwald-



Die Belegschaft vom Hallschlag: Hans-Peter Ritter (re) mit Andreas Wabnik, Gerhard Bauer, Nadine Richter (v.l.n.r.).



Hallschlag-Rap: Justin Kull und Halil Yasin (oben) und Talha Aritürk (links) im Aufnahmestudio des Jugendclubs.

hütte legte die Basis für ihre Tätigkeit. Laienberater tragen auch ganz konkret Verantwortung. Haben sie genug Erfahrung, erhalten sie die Schlüsselgewalt für die Clubräume. In Hallschlag hat sich noch kein Besucher an der Musikanlage vergriffen. Es wird nicht geklaut. „Wir sind Vorbilder“, sagt Tolga Sabanci. Und als solche können sie auch zeigen, dass es nicht uncool ist, berufliche Ziele zu haben. „Kfz-Mechatroniker, Schreiner oder was Informatikmäßiges“, antworten die drei auf die Frage, was sie werden wollen.

Für Hans-Peter Ritter ist es auch wichtig, dass die Clubs in den Stadtteil hineinwirken. Gut etabliert ist etwa die Nähwerkstatt. Jugendliche recyceln Plastiktaschen, werten diese mit individuellen Motiven aus Comics oder Reklame auf und verkaufen sie auf Basaren oder Gemeindefesten. Der Erlös kommt in die Clubkasse, oder man bezuschusst damit die Teilnahme von Jugendlichen aus mittellosen Familien an Jugendreisen (Freizeiten mit der AWO oder anderen Trä-

gern). Das Nähprojekt strahlt auch auf die Erwachsenenwelt aus. Drei Mütter vom Hallschlag haben sich dermaßen für die Nähstube stark gemacht, dass ihnen über „ein qualifiziertes Zeugnis“, so Ritter, der Weg in den ersten Arbeitsmarkt geöffnet wurde. „Das Projekt war für sie ein Sprungbrett.“ Eine Mutter mache mittlerweile eine Berufsausbildung zur Einzelhandelskauffrau. Noch etwas wurde über die Mobile Jugendarbeit angestoßen: der Staffelflitz, ein Volkslauf in verschiedenen Längen vom Neckartal 160 Stufen zum Hallschlag den Berg hinauf. Zurzeit verfolgt Tolga eine weitere Idee. Er brennt darauf, demnächst ein Fußballturnier mit Flüchtlingen zu organisieren, die seit einiger Zeit im Viertel untergebracht sind. Nicht nur Erwachsene, auch viele Jugendliche begegneten diesen mit Skepsis. Das Verhältnis sei nicht gut. „Wir haben überlegt, was wir da machen können. Da kam uns die Idee mit dem Fußballturnier.“ Auf jeden Fall, meint der 16-Jährige, müsse die Lokal-

presse über das Turnier berichten. Tolga setzt sich schon länger für ein gutes Zusammenleben ein. Schüler seiner Klasse, die meinten, „den Flüchtlingen geht es viel zu gut“, hat er einmal die Flüchtlingsunterkunft auf dem Hallschlag gezeigt. Diese liegt in einer Straße mit eher heruntergekommenen Häusern. Danach seien die Vorurteile verstummt.

Die Gruppen, die sich rund um die Mobile Jugendarbeit bilden, formieren sich im Laufe der Zeit immer wieder neu: Ältere Generationen ziehen weg aus dem Stadtteil, gut etablierte Clubs und Cliquen lösen sich auf. Andere wachsen nach. Zurzeit gibt es neben dem Patates, dem Club von 13- und 14-Jährigen, den Club der Hallschlag-Kings, eine Gruppe von 16- bis 18-Jährigen, sowie natürlich die Gruppe der Laienberater im Alter von 16 bis 20 Jahren. Noch im Aufbau und an der Presse oder gar einem Fotoshooting derzeit nicht interessiert ist ein Mädchenclub von 14-Jährigen, er trägt den geheimnisvollen Titel D.I.A.N.A. ■

LEBENS-
FRAGEN



So bekommen wir das hin

Wer beruflich oder ehrenamtlich mit verzweifelten Menschen zu tun hat, braucht einen Kollegenkreis, der ihn stützt und trägt

Von Krischan Johannsen

„Wie schaffen Sie und Ihre Leute das nur?“ Diese Frage höre ich regelmäßig, wenn ich von der Arbeit in der Telefonseelsorge erzähle. Es stimmt: Wir befassen uns in den Gesprächen mit Themen, welche die meisten Menschen meiden: Einsamkeit. Sterben. Krankheit. Verrat. Wut. Hass. Betrug. Gewalt. Wir hören Menschen zu, die Schweres durchmachen. Wer sich an die Telefonseelsorge wendet, ist oft am Rande seiner Kräfte und sucht Halt. Da ist die Frage schon berechtigt, wie unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ehrenamtlich arbeiten, das alles aufnehmen und ertragen können. Eine Frage, die auch für Seelsorger im Krankenhaus gilt, für Therapeutinnen, Sozialarbeiter, Feuerwehrleute oder die Polizei. Berufsfelder, die oft am Rand der Gesellschaft angesiedelt sind – dort, wo das Zusammenleben ungemütlich ist, kalt und aggressiv. Wir bei der Telefonseelsorge haben es vielleicht besonders schwer, weil wir zum Nichtstun verpflichtet sind. Wir können nicht aktiv eingreifen, um das Schwere leichter zu machen.

Wir gehören zu einer großen, weltweiten und unorganisierten Bewegung gegen die Vereinzelung. Gegen die Kälte, gegen die unechten Worte, gegen die gebrochenen Herzen, gegen Gewalt in all ihren Ausformungen. Das tun mit uns viele andere in Diakonie und Kirche, in ökologischen und friedenspolitischen Verbänden. Viele Menschen haben intuitiv verstanden, worauf es ankommt: „Wenn wir es nicht lernen, miteinander als Brüder zu leben, werden wir als Narren miteinander untergehen“ (Martin Luther King). Dennoch: Manchmal fällt das schwer. Es gibt so viel, das Angst oder Ärger macht. Wir wollen so gerne erhalten, was wir haben. Das ist verständlich, doch zu kurz gedacht. Gemeinschaft hat viel tiefere Aspekte als Meins und Deins, als Kultur und Religion. Wie fern uns der Fremde auch erscheinen mag – wir gehören zusammen.

Was das bedeutet, lässt sich an der Telefonseelsorge in Stuttgart zeigen. Wir sind rund 120 Ehrenamtliche und drei Hauptamtliche. Schon in der zweijährigen Ausbildung legen wir den Grundstein für die Arbeit in der Gemeinschaft. Wir üben, ehrliche Gespräche zu führen. Wir sprechen ausschließlich von uns und lernen, uns einander zu zeigen. Das macht Angst, erzeugt anfangs Wut und Widerstand. Mit der Zeit zeigt sich: Je besser wir Offenheit lernen und je weniger wir schwierige Themen meiden, desto mehr vertrauen wir einander. Wir

wissen um die Schwächen der anderen. Und um ihre Stärken. Wir versuchen, sie nicht zu bewerten. Das hilft, mit „harten“ Anrufen umzugehen, in denen jemand sein Innerstes aufdeckt.

Bei dieser Art zu arbeiten entsteht ein tragendes Netz. Viele unserer Ehrenamtlichen leben allein. Aber wenn sie krank sind und Hilfe brauchen, hilft selbstverständlich jemand aus unserem Kreis. Darüber hinaus schaffen wir immer wieder Möglichkeiten der Begegnung und tauschen uns regelmäßig aus. Noch etwas: Wir verlernen den Small Talk. Fragt jemand den anderen, wie es geht, ist die Frage ernst gemeint, und er bekommt eine offene, ausführliche Antwort. Wenn es untereinander hakt, schauen wir, wie wir die Beziehungen klären können. Das klappt nicht immer. Auch nach Jahren gibt es Momente, wo wir dennoch abbiegen und Klärungen vermeiden. Aber wir sind auf dem Weg und bleiben wach. Manchmal bin ich unendlich glücklich, dort zu arbeiten. Ich weiß, dieses Miteinander ist etwas Besonderes, das mich und andere vieles gut tragen lässt.

Deswegen ist meine Antwort auf die Frage „Wie halten Sie das aus?“ immer dieselbe: Erstens haben wir eine tolle Ausbildung. Zweitens haben wir uns untereinander und wir können uns darauf verlassen, von den anderen getragen zu sein. Und drittens haben wir Gott. Der trägt uns alle. Die Anrufenden wie die Mitarbeitenden. Wir brauchen es, Gemeinschaft zu üben. Nicht um Probleme zu mildern, sondern weil es im Tiefsten der Sinn des Menschseins ist, in Gemeinschaft zu leben. ■



Krischan Johannsen leitet seit 2009 die Telefonseelsorge in Stuttgart.

Für das Diakonie magazin schreibt er regelmäßig über Fragen des Lebens, die ihn und viele seiner Anrufer bewegen.

Diesen Text liest der Autor auch vor:
www.diakonie.de/nachbarn

AUSTAUSCH

Bunte sizilianische Tage

Europa rückt zusammen, aber für Menschen mit Behinderungen sind Auslandsreisen immer noch selten. Ein Austausch bringt Süditaliener und Norddeutsche zusammen

Von Constanze Bandowski



Maximilian Giannola (oben) und seine Mitstreiter trommeln nach dem Kommando von Sylvia Petrovic (im grauen T-Shirt, unten).

Maximilian Giannola hebt die Schlagzeugstöcke und haut begeistert auf den großen blauen Gymnastikball vor ihm. Bei jedem Aufprall zuckt der 24-jährige Jurastudent aus Italien etwas nach hinten, die Füße beben im Rollstuhl, der Mund steht weit offen. „Look at me – guckt zu mir!“, ruft Sylvia Petrovic, die blonde Krankengymnastin, in den Kreis, und die 13 jungen Deutschen und Italiener schauen gebannt zu der gertenschlanken Frau im grauen T-Shirt. Langsam gibt sie den Rhythmus vor: vier Mal auf den Ball dreschen, vier Mal die Sticks gegeneinander schlagen. Dann fallen alle ein.

Der Trommelkurs im Therapeutikum der Bremer Stiftung Friedehorst ist Teil einer dreitägigen deutsch-italienischen Jugendbegegnung, organisiert vom Diakonischen Werk Bremen und der italienischen Organisation Uniamoci (übersetzt: Tun wir uns zusammen!), die sich für Inklusion einsetzt. Unter dem Titel „SI Health“ (Sport und Inklusion für



einen gesunden Lebensstil) besuchen sich junge Menschen mit Behinderungen gegenseitig. Zurzeit, im Herbst 2015, sind drei sizilianische Rollstuhlfahrer mit ihren Begleitern und einer Betreuerin in Bremen. Im Mai 2016 folgt dann der Gegenbesuch. „Für Menschen mit Behinderungen ist das zum Teil die einzige Möglichkeit, ein anderes Land kennenzulernen“, sagt Jürgen Stein, der Verbandskoordinator des Diakonischen Werks Bremen. Er hat die Zusammenarbeit mit der Vizepräsidentin von Uniamoci, Eleonore di Liberto, vor fünf Jahren ins Leben gerufen und betont: „So eine internationale Begegnung bringt neue Impulse für alle Beteiligten.“

Die 29-jährige Vanessa Giesenberg aus einer Friedehorst-Wohngemeinschaft war im letzten Jahr mit in Palermo und schwärmt: „Das war sehr schön, und ich habe traumhafte Fotos gemacht.“ Aber sie habe in Sizilien über die hohen Bordsteine und fehlenden Fahrstühle gestaunt: „Absolut nicht barrierefrei!“

Das Geld für den Austausch stammt aus dem Programm Erasmus+, dem Programm für Bildung, Jugend und Sport der Europäischen Union. Und bei der Begegnung in Bremen geht es ja auch um Bewegung, wie der Trommelkurs zeigt.

„Das Thema Sport kommt bei den meisten Menschen mit Behinderungen viel zu kurz“, sagt Eleonore di Liberto von Uniamoci. Dabei würden gerade beim Sport die Sprachbarrieren wegfallen. Am Vorabend etwa hätten Italiener und Deutsche mit oder ohne Behinderungen



Erinnerungen an den Besuch in Palermo werden ausgetauscht (oben). Nach dem Sport gibt's Abendessen, das natürlich auch gemeinsam vorbereitet wird.

gemeinsam Basketball gespielt. „Das war Inklusion pur und alle haben es sehr genossen“, sagt Eleonore di Liberto. Auch die Arbeitsgruppe zu Gesundheit und Nachbarschaft, die ebenfalls auf dem Programm stand, fand großen Anklang. Beim Gegenbesuch in Palermo soll es dann um Zivilgesellschaft und Gemeinwesen gehen. Denn: Gesundes Leben und gesunder Lebensstil hängen nicht nur von einzelnen Entscheidungen ab, sondern können von Nachbarschaft,

Quartier, dörflichem oder städtischem Umfeld massiv beeinflusst werden. Gerade Menschen mit Beeinträchtigungen sind auf gute Rahmenbedingungen in ihrem Lebensraum angewiesen.

Im Gymnastikraum dröhnt nun Gloria Gaynor aus dem Gettoblaster. „Ich liebe Musik!“, ruft Maximilian Giannola und steigt aus dem Rollstuhl. Etwas wackelig auf den Beinen bewegt er sich im Rhythmus. „Das ist toll!“, sagt der junge Mann, dann sinkt er erschöpft zurück in den Sitz. „So etwas sollten wir zu Hause auch mal machen.“ Mit diesem Satz bestätigt er das Ziel des Projektes: „Menschen mit Behinderungen sollen erleben, dass Europa auch für sie da ist“, sagt Jürgen Stein. Maximilian Giannola setzt zum abschließenden Trommelwirbel an. Danach stärken sich alle mit belegten Broten und gesundem Obstsalat, den sie am Nachmittag zubereitet haben. ■

Finanzielle Förderung

Strategische Partnerschaften im Bereich Jugend des Programms Erasmus+ können für ein bis drei Jahre von mindestens zwei Partnern aus EU-Ländern beantragt werden. Gefördert werden dann Reise- und Aufenthaltskosten, gegebenenfalls auch die Kosten von Projekten und Lernergebnissen. ■

Weitere Infos unter:

www.jugendfuereuropa.de

www.jugend-in-aktion.de

www.ekd.de/bevollmaechtigter/bruessel/foerderservice/servicestelle_foerderpolitik.html

Weitere Fotos unter:

www.diakonie.de/nachbarn

QUARTIER



Zusammen ist man weniger allein

Er wollte sich endlich wieder nützlich fühlen. Sie war einsam. Dank der Hamburger Initiative Q8 kamen Heinz und Gudrun zusammen – und viele andere, die einander was zu geben haben. Im Stadtviertel wird's so immer herzlicher

Von Ulrike Meyer-Timpe

„Hallo, die Dame!“ Heinz Tiffert lächelt. Er legt die Hand auf Gudrun Martinsens Schulter und streicht der 53-Jährigen im Rollstuhl sanft über den Kopf. Dann schweift sein Blick durch den Raum, und er ruft, jetzt an alle gerichtet: „Hallo, die Damen!“ Die Mitarbeiterinnen der Tagesstätte in Hamburg-Altona, die Gudrun Martinsen zweimal pro Woche be-

ist ein netter Mann.“ Heinz Tiffert und Gudrun Martinsen sind Freunde. Gegenseitig bereichern sie ihr Leben. Er verlor schon vor Jahren die Arbeit als Möbelpacker, dann endete auch noch sein Ein-Euro-Job, dabei wollte er sich doch so gern nützlich machen. Sie konnte infolge einer Operation nicht mehr gehen und lebte nach dem Abschluss der Förder-

könnten. Und sie vermittelt zwischen den widerstreitenden Interessen im Quartier, um dort ein Umfeld zu schaffen, in dem sich alle aufgehoben fühlen.

Mit Hilfe von Q8 füllt die Evangelische Stiftung Alsterdorf das Wort Inklusion mit Leben. Sie ist ein diakonisches Sozialunternehmen mit 152-jähriger Geschichte. Noch vor 35 Jahren lebten die von ihr versorgten Menschen mit Behinderung abgeschieden auf einem Gelände im Hamburger Stadtteil Alsterdorf. Heute arbeitet die Stiftung an mehr als 180 Stützpunkten, verteilt über die gesamte Stadt. So können diejenigen, die Assistenz benötigen, im gewohnten Umfeld bleiben.

Doch um ein echtes Miteinander im Stadtteil zu erreichen, in das die Menschen mit Behinderung wirklich eingebunden sind, reichen dezentrale Angebote nicht. Das wurde Hanne Stiefvater, Vorstand der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, schon vor fünf Jahren klar. Sie fördert die Initiative Q8 von Beginn an. Das Ziel: Alle Menschen im Quartier miteinander zu vernetzen – ob mit oder ohne Behinderung, ob Migranten, Singles oder Familien, ob Senioren oder Alleinerziehende. Niemand soll sich, warum auch immer, ausgegrenzt fühlen, es geht um Inklusion für alle.

Gleichzeitig vermittelt Q8 zwischen den Bewohnern und der Politik, zwischen Zivilgesellschaft, Behörden und dem Markt. „Wir schaffen Gelegenheiten,



Heinz Tiffert und Gudrun Martinsen gehen regelmäßig „ein Kännchen trinken“. Aus der Zweckbeziehung, von der beide profitieren, wurde eine innige Freundschaft.

sucht, teilen seine Begeisterung für den FC St. Pauli, man tauscht sich kurz über die Spielergebnisse aus, die eher negativ ausfielen. „Ich musste den Traueranzug aus dem Schrank holen“, sagt der 58-jährige Tiffert und lacht, bevor er sich wieder ganz auf Gudrun Martinsen konzentriert und ihr beim Anziehen hilft. Montags und freitags holt er sie hier ab.

„Dann gehen wir erstmal ein Kännchen trinken“, sagt sie. Anschließend bringt Heinz Tiffert sie nach Hause. „Sie ist eine ganz Liebe“, sagt er. Und sie: „Er

schule bei der Mutter. Als diese starb, erschien ihr das Leben hoffnungslos. Dass die beiden vor einem Jahr zueinander gefunden haben, verdanken sie Q8.

Die Initiative der Evangelischen Stiftung Alsterdorf kümmert sich um soziale Stadtentwicklung – im Kleinen wie im Großen. Sie initiiert und begleitet Projekte, die Menschen aus der Nachbarschaft zusammenbringen, die einander etwas geben können und verweist auf hilfreiche Institutionen. Sie vernetzt Gruppen, die voneinander profitieren



Klug, wer jetzt mitgestaltet:
Am Bahnhof Altona entsteht ein neues Wohnviertel.

damit sich Bedarfe, Ideen, Menschen und Ressourcen zu guten Lösungen verbinden können“, sagt Q8-Leiterin Karen Haubenreisser.

Wenn die von Q8 begleiteten Projekte die Menschen aus dem Stadtteil miteinander bekannt machen, soll eine Win-win-Situation entstehen. So war es bei Heinz Tiffert und Gudrun Martinsen, so hat es auch Ruth Riedel erlebt. Die 63-jährige wollte den Lebensabend nicht allein verbringen und schloss sich einer Gruppe an, die unter dem Motto „Gemeinsam älter werden“ ein gemeinsames Wohnprojekt plante. Die Gruppe wollte sich um ein Gelände nahe dem Bahnhof Altona bewerben, das von der Stadt Hamburg für sozialen Wohnraum vorgesehen war. Doch es war äußerst unsicher, ob sie den Zuschlag für eines der begehrten Grundstücke bekommen würde. Zumal die Gruppe eigentlich zu klein war für die siebenstöckigen Gebäude, die dort geplant waren. Da wusste Q8-Leiterin Karen Haubenreisser Rat. Sie kannte eine Gruppe älterer Türken, die sich im Kulturzentrum Mekan trafen und ebenfalls nach einer Möglichkeit suchten, das Alter gemeinsam in einem Haus zu verbringen. Die deutschen und die türkischen Senioren taten sich zusammen, ihr Verein hieß fortan „Mit Mekan gemeinsam älter werden“. Das interkulturelle Wohnprojekt für Menschen ab 60 Jahre überzeugte die Verantwortlichen

bei der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen, die über die Grundstücke zu entscheiden hatten. Für die ehemalige Kita-Leiterin Ruth Riedel ist klar: „Wir haben den Bauplatz auch deshalb bekommen, weil Mekan dabei ist.“ Der integrative Aspekt machte das Seniorenprojekt zu etwas Besonderem, obendrein sorgten die Türken für einen hinreichenden Anteil von Menschen mit geringer Rente.

Fatma Çelik vom Mekan-Vorstand sagt ihrerseits: „Ohne die deutsche Gruppe hätten wir es nie geschafft.“ Denn die Konkurrenz um die geförderten Grundstücke war groß. Sich da im anspruchsvollen Vergabeverfahren mit einer überzeugenden Präsentation durchzusetzen wäre ihr nie gelungen, meint sie. So haben beide Seiten voneinander profitiert

und freuen sich gemeinsam auf das Zusammenleben. Fatma Çelik sagt strahlend: „Ich träume schon davon.“ Und Ruth Riedel, die vorher nie im Kulturzentrum Mekan gewesen ist, schaut nun öfters dort vorbei. Ihr ist ein herzlicher Empfang gewiss. Innige Umarmungen, strahlende Gesichter. Der selbst gebackene Kuchen steht dann auf dem Tisch, um den sich ein gutes Dutzend Frauen versammelt hat. Es wird geplaudert und viel gelacht. Ein paar Frauen spielen Okey, ein in der alten Heimat beliebtes Spiel, das Rommé ähnelt. „Ich mag Fatma, Seher und die anderen richtig gerne“, sagt Ruth Riedel. Und betont auch: „Ohne Q8 würde es unsere Baugruppe nicht geben.“

Dass sie die Bedeutung der Initiative hervorhebt, freut wiederum Karen Haubenreisser. Denn Q8 befindet sich in



Die Deutschen und die Türken – bald sind sie eine Hausgemeinschaft. Fatma Çelik, Seher Erzenoglu, Heidrun Eckhorst, Ruth Riedel, Saim Çelik und Süren Bağli (von links).

einer paradoxen Lage. „Wir schaffen Kontakte und machen es so möglich, dass die Menschen selber handeln“, sagt sie. „Je besser wir unsere Aufgabe erfüllen, desto unsichtbarer sind wir.“ Umso wichtiger für die Initiative ist die Mund-zu-Mund-Propaganda – dass also diejenigen, die von ihr profitiert haben, anderen davon berichten.

Menschen vernetzen – und gute Rahmenbedingungen schaffen

Das Neubaugebiet am ehemaligen Bahngelände Altona zeigt auch, das Q8 nicht nur direkte Partnerschaften vermittelt, sondern auch den Rahmen für ein gutes Miteinander schafft und die Entwicklungen im Stadtteil wachsam begleitet. Im neu entstehenden Quartier Mitte Altona werden 3600 Wohnungen gebaut, die je zu einem Drittel als Eigentums-, Miet- und Sozialwohnungen gedacht sind.

Ein solches Mammutprojekt birgt die Gefahr, dass dort ein kaltes Neubauviertel entsteht, das wie ein Fremdkörper in den bestehenden Stadtteilstrukturen wirkt. Doch es bietet auch die Chance, die Bürger von Beginn an einzubinden und ein Quartier zu schaffen, das den Zugezogenen wie auch den Bewohnern der angrenzenden Straßen ein lebendiges Umfeld bietet. Schon 2012 lud Q8 deshalb zu einem Bürgerforum unter dem Motto

Ich lebe hier gerne, weil...

Wie Q8 erreicht, dass sich die Menschen in ihrem Quartier zu Hause fühlen

Die Sozialrauminitiative Q8 hat acht Kriterien entwickelt, die wesentlich sind für die Lebensqualität und den Zusammenhalt im Quartier. Sie gibt Anstöße, damit sich das Viertel in diesen Bereichen weiterentwickelt.

Wohnen

Jeder Mensch, ob jung oder alt, ob mit oder ohne Behinderung, sollte im Quartier leben – und in der eigenen Wohnung bleiben – können. Q8 wirkt darauf hin, dass das Wohnumfeld entsprechend gestaltet wird.

Assistenz und Service

Wer den Alltag nicht allein bewältigen kann, findet mit Hilfe von Q8 die passende Dienstleistung.

Arbeit und Beschäftigung

Unternehmen und Verwaltungen unterstützt Q8 dabei, im Quartier Möglichkeiten für Praktika, Beschäftigung und Arbeit zu schaffen.

Gesundheit und Pflege

Q8 setzt sich für einen Mix aus Selbsthilfe und Nachbarschaft, technischen Hilfsmitteln und professioneller Unterstützung ein.

Bildung, Kunst, Kultur

Schulen und Kindergärten, Volkshochschulen, Galerien und Theatern hilft Q8 dabei, zusammenzuarbeiten und Lernorte für alle zu gestalten.

Lokale Ökonomie

Ein intaktes Quartier für alle braucht wohnortnahe Lebensmittelgeschäfte, Handwerk und haushaltsnahe Dienst-

leistungen sowie Cafés und Gaststätten. Q8 gibt Impulse, wo Unternehmen sich entwickeln und Quartiere mitgestalten können.

Spiritualität und Religion

Q8 nimmt das Quartier in seiner spirituellen und religiösen Dimension wahr und hilft Kirchen, Synagogen, Moscheen und buddhistischen Zentren dabei, ins Gespräch zu kommen und gemeinsam zu handeln.

Kommunikation und Partizipation

Ein Quartier braucht Strukturen für Gespräche, Netzwerke, Spiele oder Feste. Q8 trägt dazu bei, dass sich die Menschen an Planungen beteiligen.

Um eine möglichst gute Vernetzung im Stadtteil zu erreichen, arbeitet die Initiative Q8 der Evangelischen Stiftung Alsterdorf eng mit anderen Trägern und Institutionen zusammen. Q8 ist eine mehrfach ausgezeichnete Sozialraum-

Karen Haubenreisser, Leiterin von Q8



initiative der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Partnerschaft mit der Nordmetall-Stiftung und wird durch die Hamburger Sozialbehörde und den Kirchenkreis Ost unterstützt. ■

www.q-acht.net



Margit Langenbacher, Brigitte Pagendamm und Nilüfer Yenigün (von links) sind im Stadtteil bestens vernetzt und vermitteln Kontakte.

sämtlichen Trägern, Dienstleistern und Institutionen im Bezirk – wo sonst Konkurrenz um Kunden herrscht, fördert er die Zusammenarbeit.

Nur so erfuhr Altonavi von der ehemaligen Lehrerin, die in einer Seniorenanlage lebte und nicht mehr zum Einkaufen gehen konnte. Als dann ein Marokkaner vorbeikam, der Unterstützung beim Deutschlernen brauchte, war das Tandem perfekt. Die beiden konnten sich gegenseitig helfen.

„Sing mir mal mein Lieblingslied, Gudrun!“

Von Gudrun Martinsen hörten die Mitarbeiterinnen übrigens durch den Assistenten, der sie unterstützt. Mit Heinz Tiffert entkommt sie nun endlich ihrer Einsamkeit. Und auch Tifferts Leben ist bunter geworden. Er stürzte sich mit Begeisterung in die Aufgabe, Gudrun Martinsen aufzumuntern. Zudem wurde ihm ein Pflegekurs vermittelt. Den habe er erfolgreich absolviert und gleich noch ein Seminar zum Thema Demenz drangehängt, erzählt Tiffert. Dass er die Fortbildungen bewältigt hat, erfüllt ihn mit Stolz. Jetzt bekommt er 104 Euro im Monat dafür, dass er die Rollstuhlfahrerin regelmäßig aus der Tagesstätte abholt und die Pflegekasse so den Fahrdienst spart. „Aber ich würde das auch ohne das Geld machen“, sagt der 58-Jährige.

Längst ist ihm die Freundschaft viel zu wichtig, als dass er sie jemals aufgeben würde. Die gemeinsamen Café-Besuche, die Ausflüge in den Zoo, auf den Friedhof zum Grab der Mutter oder auch zum Schlager-Move, bei dem eine singende Menge die Straßen füllt, machen beiden Spaß.

„Sing mir mal mein Lieblingslied, Gudrun“, bittet Heinz Tiffert. Den Wunsch erfüllt Gudrun Martinsen ihm gerne, mit zarter Stimme hebt sie an: „Atemlos durch die Nacht...“ Und beide lachen. ■

Weitere Fotos unter:
www.diakonie.de/nachbarn

„Eine Mitte für Alle“ ein. 240 Menschen kamen, um ihre Wünsche an das neue Viertel vorzubringen. Rund die Hälfte von ihnen traf sich weiterhin und formulierte schließlich die Ziele, die dort verwirklicht werden sollten. Der Katalog reicht vom weitgehend autofreien Wohnen mit angegliederter Car-Sharing-Station über umfassende Barrierefreiheit bis hin zur Integration von Flüchtlingen. Inzwischen hat die Altonaer Bezirksversammlung, die im Bundesland Hamburg den Gemeinderat darstellt, dem Konzept einstimmig zugestimmt – ein Kompliment für Realitätssinn und Konsensfähigkeit der beteiligten Bürger und eine Bestätigung der Arbeit von Q8.

Büro mit offenen Türen in der Fußgängerzone

Auch im angrenzenden Viertel Altona-Altstadt verändert sich vieles. Seit hier das Möbelhaus Ikea eröffnete, ist das ehemals randständige Quartier im Um-

bruch. Laden- und Wohnungsmieten explodieren, es droht die Gentrifizierung. Umso wichtiger ist es, die gewachsenen Strukturen zu stärken und neue Netze zu spannen. Dazu trägt das Q8-Projekt Altonavi bei, eine Kombination aus Infozentrum und Freiwilligenbörse, dessen Türen direkt an der Fußgängerzone für jedermann offen stehen. „Damit schaffen wir ein neues Miteinander im Stadtteil“, sagt Karen Haubenreisser. „Im Idealfall kommt eine Frau, weil sie ein Kinderfahrrad zu verschenken hat, und geht mit einem freiwilligen Engagement.“

Egal, ob die Menschen jemanden zum Kartenspielen, Hilfe beim Antrag auf Witwenrente oder bei der Reparatur der Waschmaschine suchen, ob sie einen Kita-Platz oder einen Pflegedienst brauchen, die Damen vom Altonavi wissen Rat. Das Besondere an dem Service, der die Altonaer durch ihren Stadtteil navigiert: Er vermittelt sowohl ehrenamtliche als auch professionelle Unterstützung. Dabei kooperiert er eng mit

UTOPIE



may I ?

Wir sind in der Zukunft.
Mein Smartphone verrät mir, ob die
unbekannte Frau an der Bushaltestelle
mit mir Wände streichen würde.
Oder selbst meine Hilfe braucht

Von Bob Konrad

Berlin, 27. Februar 2020. Neueste Zahlen des Statistischen Bundesamtes belegen, dass mittlerweile sechs von zehn Bundesbürgern ein Smartphone nutzen. Somit sind 44 Millionen Geräte im Umlauf. Mit den digitalen Alleskönnern wird aber beileibe nicht nur telefoniert. Sie ersetzen den Terminplaner, dienen als Taschenrechner, Kompass oder als Taschenlampe. Und neuerdings sorgen sie sogar dafür, dass wir mehr aufeinander zugehen. Verantwortlich dafür zeichnet ein kleines Programm mit dem vielsagenden Namen „May I?“. Seit fünf Jahren steht es zum kostenlosen Download zur Verfügung. Wir trafen den Programmierer der App – und einige Nutzer.

Ein gemütliches Café im Berliner Szeneviertel Friedrichshain. Mevlüt Güner bestellt einen Cappuccino. Der Barman hinter dem Tresen kennt den jungen Programmierer, man begrüßt sich mit Handschlag. Mevlüts Spezialgebiet ist „Interface Design“. Er erklärt freundlich, was das ist: „Ich gestalte Benutzeroberflächen – denke mir also aus, wie der Mensch mit der Maschine in Kontakt tritt.“ Auf die Frage hin, wie ihm die Idee zu „May I?“ kam, lacht er.

„Das war Weihnachten 2015, eine verrückte Situation. Meine Frau war mit den Kindern Ski fahren. Ich musste arbeiten und blieb zu Hause. Aber dann bekam ich einen Hexenschuss. Ich konnte mich nicht mehr rühren und kam kaum aus dem Bett. Wenn ich aufs Klo wollte, musste ich auf allen Vieren krabbeln. Meine Frau war 800 Kilometer weit weg, alle Freunde ausgeflogen, die Geschwister bei meinen Eltern in Antalya, und ich lag da, hilflos wie eine Schildkröte auf dem Rücken, und litt Höllequalen. Ich hörte meine Nachbarn feiern, lachen und singen. Der Duft von Gänsebraten kroch durch meine Türritze und malträtierte mich. Ich hatte ja nicht mal mehr Milch im Kühlschrank! Ich war so verzweifelt und hätte am liebsten meine Nachbarn angerufen und um Hilfe angefleht. Aber ich wusste ja nicht mal, wie die heißen! Armselig, oder? Da hab' ich 649 Facebook-Freunde überall auf der Welt, aber kenne meine Nachbarn nicht.“ Mevlüt grinst: „Tja, und da kam mir die Idee.“

Hätte es „May I?“ damals schon gegeben, wäre Mevlüts Lage wohl weniger misslich ausgefallen. Sicher hätten sich bald Helfer eingefunden. Was also kann dieses Wunderding?

„Um ehrlich zu sein, habe ich die grundlegende Programmierung einfach abgeschaut: Von einer damals sehr populären Dating-App“, gesteht Mevlüt und erklärt das Ziel seines Programms. „May I?“ wolle einen Sozialraum schaffen. „Meine Idee war es, dass sich Leute kennenlernen, indem sie sich gegenseitig Hilfe anbieten oder um Hilfe bitten. Und das in jeder erdenklichen Art und Weise.“

„Wer einmal angefangen hat, anderen Menschen in seiner Umgebung zu helfen, der hört nicht mehr damit auf.“

Jeder Nutzer legt ein Profil für sich an. Mit einem fiktiven oder realen Namen und einem Foto. Jeder entscheidet, wann und mit welchen Informationen er in die Öffentlichkeit geht. Sobald man öffentlich wird, erscheint ein kleines Symbol auf einer Umgebungskarte. Diese Karte zeigt, welche anderen Nutzer sich in der Nähe befinden und welche Hilfeleistung sie anbieten oder erbeten. Aus Unbekannten werden Menschen mit echten Namen und Gesichtern. Einer Kontaktaufnahme in der Realität steht nun nichts mehr im Wege.

Einzig Voraussetzung: Die angebotene Hilfeleistung darf keinen kommerziellen Charakter haben. „Wer Geld verlangt, fliegt raus! Ich stelle das Programm kostenfrei zur Verfügung.

Deshalb will ich nicht, dass andere damit Geld verdienen“, konstatiert Mevlüt. Er holt sein Smartphone heraus und aktiviert die App. Wenige Sekunden später sehen wir auf dem Display, dass sich zwei Nutzer in unserer Nähe befinden. Ein gewisser Rainer – der im Hintergrund Tischfußball spielt. Seinem Profil ist zu entnehmen, dass er „gern bei handwerklichen Tätigkeiten hilft“. Mit einem Smiley versehen steht dort: „Habe eine Bohrmaschine und bin gewillt, sie einzusetzen.“

Dann ist da noch Verena. Die junge Frau sitzt augenscheinlich ein paar Tische weiter und bietet Yogastunden an. Unsere Blicke treffen sich für ein paar Sekunden, man lächelt.

„Da habe ich 649 Facebook-Freunde überall auf der Welt, aber kenne meine Nachbarn nicht.“

„Leider bin ich kein Fan von Yoga“, erklärt Mevlüt, „aber sie weiß jetzt von mir, dass ich bei Computerfragen gerne weiterhelfe. Wenn sie ein Problem hätte, könnte sie mich ansprechen. Wenn ich Zeit habe, gebe ich gern ein paar Tipps. Kostet mich ja nichts, und ich bin danach um eine Bekanntschaft reicher. Aber wir müssen los! Es gibt was zu tun.“

Wir stehen auf, Mevlüt zahlt an der Bar, ich nicke beim Gehen der Yogalehrerin zu. Dann verlassen wir das Café. Es geht zum kleinen Kiezmarkt um die Ecke. Mevlüt kauft nach einem kurzem Blick auf die App Brot, Butter, Aufschnitt und zwei Flaschen Bier. „Das ist für Helga – meine erste und intensivste ‚May I‘-Bekanntschaft.“ Zwei Häuser weiter klingeln wir und steigen die steile Treppe in den vierten Stock hinauf. Die Wände sind mit Graffiti übersät. Oben öffnet uns eine kleine Frau mit wallendem, grauem Haar. Sie strahlt, als sie uns sieht. „Mevlüt! Ich dachte schon du kommst nicht mehr, und ich muss heute ohne Bier ins Bett!“ Die achtzigjährige Helga Gerstel bittet uns herein. Wir nehmen in ihrer geräumigen Küche Platz. Die alte Dame brüht einen Kaffee auf. An der Wand hängt ein Messingschild mit der Aufschrift: „Geprüfte Biertrinkerin“. In

einem Käfig zwitschern zwei quietschelbe Kanarienvögel. „Die singen viel fröhlicher, wenn sie zu zweit sind!“, erklärt Helga. „Wie ich!“ Sie lacht und nimmt Mevlüt in den Arm, der so-

dann erzählt, wie sich die beiden kennenlernten: „Nach der Veröffentlichung meiner App begann das Warten. Die Frage war: Wird das Ding überhaupt gebraucht? Oder vergammelt das Programm in den Untiefen des App-Stores. Ich habe nonstop auf mein Smartphone gestarrt. Eine gefühlte Ewigkeit war einfach nur tote Hose. Dann erschien plötzlich das Profil von Helga! Sie suchte jemanden, der für sie einkauft. Ich bin sofort losgerannt.“

„Ich hab's an der Hüfte“, fällt Helga Mevlüt ins Wort und fährt fort: „Zwar kommt ein Pflegedienst, aber das reicht nicht, weil ich meistens was vergesse, wenn ich sie einholen schicke. Naja, und dann kam mein Enkel mit diesem Dings um die Ecke



Nette Nachbarn muss man nicht lange suchen: Die App zeigt an, wer im Umkreis kostenlos Hilfe benötigt oder anbietet.

und meinte: Probier's mal damit! Kurz darauf stand dann Mevlüt vor meiner Tür. Das war vor fast fünf Jahren.“

„Natürlich hab ich ihr gern die Sachen besorgt. Sie wohnt ja um die Ecke. Und außerdem war sie das erste Anzeichen dafür, dass es tatsächlich was werden könnte mit ‚May I?‘“

Zwei Kaffee später verabschieden wir uns von Helga Gerstel und steigen durch das Treppenhaus wieder hinunter. Inzwischen ist es dunkel geworden.

Elf Millionen Mal wurde die App „May I?“, die längst auch unsere Realität verändert hat, inzwischen heruntergeladen. Die Fangemeinde wird immer größer, und in der U-Bahn und auf der Straße wandert der Blick immer öfter vom Smartphone hoch und in die Runde – auf der Suche nach Menschen,

mit denen man persönlich in Kontakt treten kann. Um „May I?“ entstand ein regelrechter Kult. „Heavy user“ – also Stammnutzer – sprechen dem Programm sogar Suchtcharakter zu. „Wer einmal angefangen hat, anderen Menschen in seiner Umgebung zu helfen, der hört nicht mehr damit auf. Das Gefühl ist einfach zu gut. Aber das Schönste ist: Oft ist das Smartphone nicht mehr nötig.“

Mittlerweile organisieren Fans sogar „May I?-Partys“. Nachbarschaftliche Hilfe wird dort komplett analog organisiert. Zum Abschied frage ich Mevlüt, ob er denn zufrieden sei – schließlich habe er an dem Programm keinen Cent verdient. „Zufrieden? Und ob! Rückblickend war es der schönste Hexenschuss aller Zeiten.“ Er strahlt. ■

Die Autorinnen und Autoren

Volker Amrhein

ist Referent bei der Diakonie Deutschland in Berlin.
Er verantwortet das Projekt „Alt werden im ländlichen Raum“.

Constanze Bandowski

ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Eine Welt,
Wirtschaft und Soziales, Reisen. www.cobando.de

Jens Brehl

ist freier Journalist mit den Schwerpunkten Gesundheit
und Soziales. www.jens-brehl.de

Heinz Gerstlauer

ist Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Gesellschaft
Stuttgart (eva).

Markus Heffner

ist freier Journalist, lebt in Stuttgart und schreibt Reportagen
über gesellschaftspolitische Themen sowie Porträts.

Dorte Huneke

ist freie Autorin, Kuratorin und Übersetzerin und lebt in Bochum.

Kerstin Klamroth

ist Journalistin mit den Schwerpunkten Feuilleton und
Soziales. Sie ist Dozentin für journalistisches Schreiben und
Buchautorin. www.kerstin-klamroth.de

Bob Konrad

schreibt Hörspiele und Drehbücher für Funk, TV, Kino
und didaktische Medien. www.raumstation.de

Beate Krol

ist freie Journalistin für Print, Radio und TV in Berlin.
www.beate-krol.de

Christoph Link

ist Politikredakteur der Stuttgarter Zeitung und befasst sich
seit langem mit gesundheits- und sozialpolitischen Themen.

Maria Loheide

ist Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland in Berlin.

Ulrike Meyer-Timpe

ist freie Journalistin und Sozialwissenschaftlerin und schreibt
vor allem über soziale Themen. Sie lebt in Hamburg.

Thomas M. Ritter

ist Diplom-Soziologe und beschäftigt sich mit der Entwicklung
von Projekten in sozialen Einrichtungen im ländlichen Raum.

Annette Siegrist

ist freie Journalistin und Sozialpädagogin. Sie lebt in Berlin.

Frieder Weigmann

ist Pressesprecher der Diakonie Mitteldeutschland in Halle.

Thema der nächsten Ausgabe: Integration der Flüchtlinge

Im letzten Jahr sind über eine Million Flüchtlinge zu uns gekommen. Wie leben sie sich ein? Integration ist ein komplexes Gebiet. Ob sie gelingt, hat mit Bildung, Arbeits- und Wohnungsmarkt zu tun. Gibt es schon erfolgversprechende Ansätze? Mehr dazu im nächsten Heft. **Das Diakonie Magazin 2/2016 erscheint am 11.11.2016.**

Impressum

Herausgeber: Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V., Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin, Telefon: (030) 65211-0
Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Justine Schuchardt, Telefon (030) 65211-1118
Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Holger Twele
Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener, Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH
Aboservice: (neue Adresse ab 30.5.) A&O GmbH, Elisabeth-Seibert-Str. 5, 63110 Rodgau-Dudenhofen, Telefon (06106) 29099-0, Fax (06106) 29099-40, E-Mail: diakonie@aundo-gmbh.de
Anzeigen: m-public Medien Services GmbH, Zimmerstr. 90, 10117 Berlin, Telefon (030) 32 53 21-433, Mediaberatung: Kristin Brill,

E-Mail: brill@m-public.de. Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 4 vom 01.01.2016.
Druck: Strube Druck & Medien OHG, 34587 Felsberg
Bezugs- und Lieferbedingungen: Das Diakonie magazin erscheint zweimal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung enthalten. Dem Diakonie magazin ist ein Regionalteil beigeheftet (Hessen regional), Verlag und Druck wie Bundesausgabe. ISSN: 1864-1628 (Bundesausgabe), ISSN: 2198-4956 (Hessen regional). Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet nur mit Genehmigung des Herausgebers.

In einem Teil dieser Ausgabe finden Sie eine Beilage vom Deutschen Jugendherbergswerk.



Mit wenigen Klicks die passende Förderung finden

Bis zu
**300.000
EURO**
Fördersumme

Sie suchen eine finanzielle Unterstützung für Ihr Projekt?
Mit dem Aktion Mensch-Förderfinder finden Sie schnell und unkompliziert
das passende Angebot. www.aktion-mensch.de/foerderfinder



DAS WIR GEWINNT

**AKTION
MENSCH**



Versicherer im
Raum der Kirchen

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

SCHÖPFUNG. BEWAHREN.

Ethisch-nachhaltig vorsorgen.

Ethisch. Sozial. Ökologisch.

Unser Nachhaltigkeitsfilter ist in
Zusammenarbeit mit der
Bank für Kirche und Caritas eG
erstellt worden.

Telefon 0800 2 153456
www.vrk.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.